



Karl Djerassi

Der Vater der Pille lebt wieder in Wien.
NU besuchte den großen Literaten und
Wissenschaftler in seiner Wohnung.



Trotzt dem Boulevard.
Wirkt abweisend gegen Schlagzeilen-Journalismus.
Hält auch politischem Gegenwind stand.



3 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leserinnen



*Liebe Leserin,
lieber Leser!*

Ein Magazin wie NU, das bloß vier Mal im Jahr erscheint, kann kaum einmal tagesaktuelle Themen aufgreifen. Wir kommen immer zu früh oder zu spät für die „Sensationen“ heraus. Erschwerend ist auch die relativ lange Produktionszeit. Dieses Heft schicken wir am 1. September in die Druckerei, es wird sich aber erst rund 14 Tage später bei unseren Lesern einfinden, weil Druck und Versand ihre Zeit brauchen. Das Aktualitätsproblem teilen wir inzwischen nicht nur mit Monatsmagazinen und Wochenzeitungen, sondern auch schon mit Tageszeitungen, die manchmal durch die Konkurrenz der Internetmedien „alt“ ausschauen. Was wir von NU dagegensetzen, ist der Versuch, genauer zu analysieren und – vor allem bei Interviews – interessanten Personen breiten Raum zu geben.

Aktuell findet derzeit eine Auseinandersetzung zwischen dem Wiesenthal-Center und der Kultusgemeinde statt, die zum Rücktritt des Vorstands des wissenschaftlichen Instituts geführt hat. Am 7. September wird der Kultusvorstand die Angelegenheit behandeln, just zu einem Zeitpunkt, wenn NU frisch aus der Druckerei kommt. So müssen Sie bis Dezember warten, um genau zu erfahren, was wirklich los war. NU wird für Sie analysieren.

Spannende Themen können wir aber auch diesmal liefern. Da gibt es einmal eine Reihe von Interviews mit klugen Gesprächspartnern. Anita Lasker-Wallfisch sprach mit Axel Reiserer, unserem Korrespondenten in London, über ihr Leben. „Tiere sind sympathischer als Menschen. Die töten, weil sie Hunger haben, aber damit ist es fertig“, sagt die ehemalige Cellistin des Mädchenorchesters von Auschwitz, die unbeirrt ihre Mission verfolgt, über eine der dunkelsten Zeiten der Menschheitsgeschichte zu berichten.

Nicht ganz einfach hatte es Katja Sindemann bei ihrem Gespräch mit Carl Djerassi, dem Erfinder der Antibabypille. Bei jeder Frage, die sie dem alten Herrn stellte, verwies dieser auf ein Buch, das er zum jeweiligen Thema geschrieben hat. Das Resultat ist eine hoch interessante Geschichte und die belesenste Redakteurin der ganzen Stadt.

Ein lieber Freund unserer Gemeinde, der Republik Österreich und von NU verlässt unser Land. Israels Botschafter Dan Ashbel

sprach mit uns über die Veränderungen in seinem Gastland und über die Angriffe gegen Israel. Danielle Spera hat gleich noch ein Gespräch geführt. Ihre Partnerin war Simone Dinah Hartmann von der Initiative „Stop the Bomb“, die auf die Gefahr einer iranischen Atombombe hinweist.

Einen Schwerpunkt des vorliegenden Hefts setzt Margaretha Kopeinig mit ihrem Interview mit dem EU-Sonderbeauftragten für Bosnien, Valentin Inzko, der ihr vom jüdischen Leben in Sarajevo erzählt hat. Ergänzt wird dieser Bericht durch einen Beitrag von Mary Kreutzer und Thomas Schmidinger, die im Rahmen der Serie „Jüdische Museen“ jenes in Sarajevo besucht haben.

Auch unsere anderen Serien zum jüdischen Leben gehen weiter: „Milchig“ von Helene Maimann (ach, kann man über das richtige Rezept gut streiten), „Mammeloschn“ von Erwin Javor (der Geheimtipp für alle Lachsüchtigen) und „Jüdische Handwerker“, diesmal einem Tischler aus Ostberlin gewidmet. Rosa Lyon, die erstmals für NU schreibt, hat die High-Tech-Szene in Tel Aviv besucht und zeigt, wie das kleine Israel zu großer Form in der Informationstechnologie aufläuft. Ähnlich erfolgreich war die „Hakoah“ in ihrer nunmehr hundertjährigen Geschichte, über die Fritz Neumann erzählt.

Für die Genießer unter unseren Lesern hat Rainer Nowak das kleine, feine Café „Books & Bagels“ besucht. Und wie wir NU-Redakteure das Genießen beherrschen, sehen Sie auf einer Foto-strecke von einem kleinen NU-Fest am Tel Aviv Beach. Unser Heft macht uns Freude – und hoffentlich auch Ihnen.

Wie immer darf ich Sie auf unser Konto hinweisen, das allen Unterstützern von NU mit Freude offen steht:
BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300.

Ich wünsche Ihnen schana tova,
ein gutes, erfolgreiches neues Jahr
Peter Menasse
Chefredakteur

Zuschriften an office@nunu.at oder Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum: 1011 Wien, Postfach 1479



UNS ÄRGERT...

... das ORF-Sommergespräch mit Heinz-Christian Strache. Warum haben Ingrid Thurnher und Kabarettistin Monica Weinzettl den Begriff des Exiljudens nicht genauer hinterfragt? Gleich zu Beginn fragten sie Strache, was er dazu meint, dass sein Spitzenkandidat in Vorarlberg Dieter Egger den Leiter des Jüdischen Museums Hohenems Hanno Loewy als „Exiljuden“ bezeichnet. Strache meinte, dass sei ein ganz legitimer Begriff, den man ja auch auf Bruno Kreisky anwenden konnte. Wenn Loewy ein Exiljude ist, Kreisky auch, sind dann alle Juden Exiljuden? Und ist Strache ein Exiltscheche? Je größer die Bühne, desto kleiner offenbar die kritische Haltung.

UNS IMPONIERT ...

... dass Verteidigungsminister Norbert Darabos (SPÖ) die



Beteiligung des Bundesheeres am heurigen Ulrichsberg-Treffen in Kärnten verboten hat. Klare Begründung: Es könne nicht sein, dass ein Anstreifen an rechtem Gedankengut toleriert werde. Soldaten können zwar in ihrer Freizeit an dem Treffen teilnehmen. Sollte aber einer dabei Uniform tragen, dann droht ihm ein Disziplinarverfahren. Das Bundesheer stellte bisher logistische Unterstützung, etwa in Form eines Shuttle-Services, zur Verfügung und war mit Militärmusik und Ehrenposten bei der unappetitlichen Gedenkfeier für die Opfer der Weltkriege vertreten.

UNS SCHEINT LESENSWERT ...



... das neue Buch von Avraham Burg mit dem Titel „Hitler besiegen – Warum Israel sich endlich vom Holocaust lösen muss“, das Mitte

September erscheint. Avraham Burg löste mit seinem 2007 erstmals in Israel erschienenen Buch „Defeating Hitler“ heftige Debatten aus. Der ehemalige israelische Parlamentspräsident und Knesset-Sprecher stellt die Kernthesen des Zionismus infrage, liefert die Bestandsaufnahme einer gescheiterten israelischen Politik und plädiert für ein neues jüdisches Selbstverständnis.

UNS GEFÄLLT ...

... die rege Publikationstätigkeit von NU-Autoren und Autorinnen.



Allen voran Eva Menasse, die mit „Lässliche Todsünden“ einen Erzählband vorlegt, der die sieben Todsünden in den heutigen Alltag

holt (bei Kiepenheuer & Witsch). Katja Sindemann hat ein Buch über jüdische Küche geschrieben („Mazzesinsel Kochbuch“ im Metroverlag). Peter Menasse steuerte einen Aufsatz für den kulturpessimistisch-sarkastischen Sammelband „Wir feiern Untergang“ bei (Residenz Verlag). Barbara Tóth nähert sich in der aktuellen, von Paul Lendvai herausgegebenen „Europäischen Rundschau“ dem Phänomen Gusenbauer an.

UNS INTERESSIERT...

... das Projekt „Gehörlose Österreicherinnen und Österreicher im Nationalsozialismus“ von Verena Krausneker und Katharina Schalber von der Universität Wien. Es dokumentiert für gehörlose Jugendliche das Schicksal gehörloser Juden in der NS-Zeit. Die DVD mit 8 Kurzfilmen funktioniert rein visuell und ist durchgehend in Österreichischer Gebärdensprache verfasst. Sie kann zum reinen Materialpreis von 5 Euro bezogen werden. Mehr Infos unter www.univie.ac.at/gehoerlos-im-ns

UNS MACHT BETROFFEN...

... der Tod des früheren Präsidenten der IKG, Paul Grosz. Er war ein weiser, herzlicher und liebenswerter Mensch.



FOTO ©: JACQUELINE GODANY

SEITE 6



FOTO ©: HAKOAH

SEITE 14



FOTO ©: PETER RIGAUD

SEITE 33

EDITORIAL 3

MEMOS 4

AKTUELL

ABSCHIED DES BOTSCHAFTERS 6
Dan Ashbel kehrt nach Israel zurück.
In NU zieht er Bilanz
Von Peter Menasse und Danielle Spera

SPÄTES GEDENKEN 10
Innsbruck erinnert an den jüdischen
Friedhof
Von Steffen Arora

WIEN

SERIE JÜDISCHES HANDWERK 11
Der Tischler Shimon Genin macht
schiefe Fenster gerade
Von Peter Menasse

100 JAHRE HAKOAH 14
Geschichte und GschichterIn des
jüdischen Sportvereins
Von Fritz Neumann

BOOKS & BAGELS 17
Ein Buchgeschäft erweckt das
jüdische Viertel zum Leben
Von Rainer Nowak

COVER 18

Der Erfinder der Pille Carl Djerassi
wohnt wieder in Wien – ein Selbst-
versuch
Von Katja Sindemann

KULTUR

WIRTSCHAFT, GUT ERKLÄRT 22
Der Ökonom Kurt Rothschild und
ORF-Journalist Hans Bürger haben
ein Buch geschrieben
Von Barbara Tóth

MAHNERIN IM PORTRÄT 24
NU traf Anita Lasker-Wallfisch,
die Cellistin des Mädchenorchesters
von Auschwitz
Von Axel Reiserer

MILCHIG & FLEISCHIG 26
Zimmes und sonstige Leckereien
zu Neujahr
Von Helene Maimann

MAMMELOSCHN 27
Wenn einem Juden schwarz vor den
Augen wird
Von Erwin Javor

WELT

SCHWERPUNKT SARAJEVO
SERIE JÜDISCHE MUSEEN 29
Die abwechslungsreiche Geschichte
der Juden in Sarajevo
Von Mary Kreutzer und Thomas
Schmidinger

NEUE RECHTE 31

UN-Diplomat Valentin Inzko erklärt,
warum die Juden Sarajevos das Day-
ton-Abkommen nicht schätzen
Von Margaretha Kopeinig

STOP THE BOMB 33
Simone Dinah Hartmann erklärt die
Ziele ihrer Organisation
Von Danielle Spera

ISRAEL AUF NEUEN WEGEN 36
Tel Aviv ist das Zentrum der israeli-
schen Innovativszene
Von Rosa Lyon

EIN SUCHBILD AUF JIDDISCH 39
Von Michaela Spiegel

ALLTAGSGESCHICHTEN 40
Schwein gehabt
Von Erwin Javor

**DAJGEZZEN UND
CHOCHMEZZEN** 43
Von Peter Menasse und Erwin Javor

IN EIGENER SACHE 44
Leserbriefe, Errata und die Bilder des
NU-Sommerfestes sowie eine Liste
unserer Autoren

IMPRESSUM 48

office@nunu.at

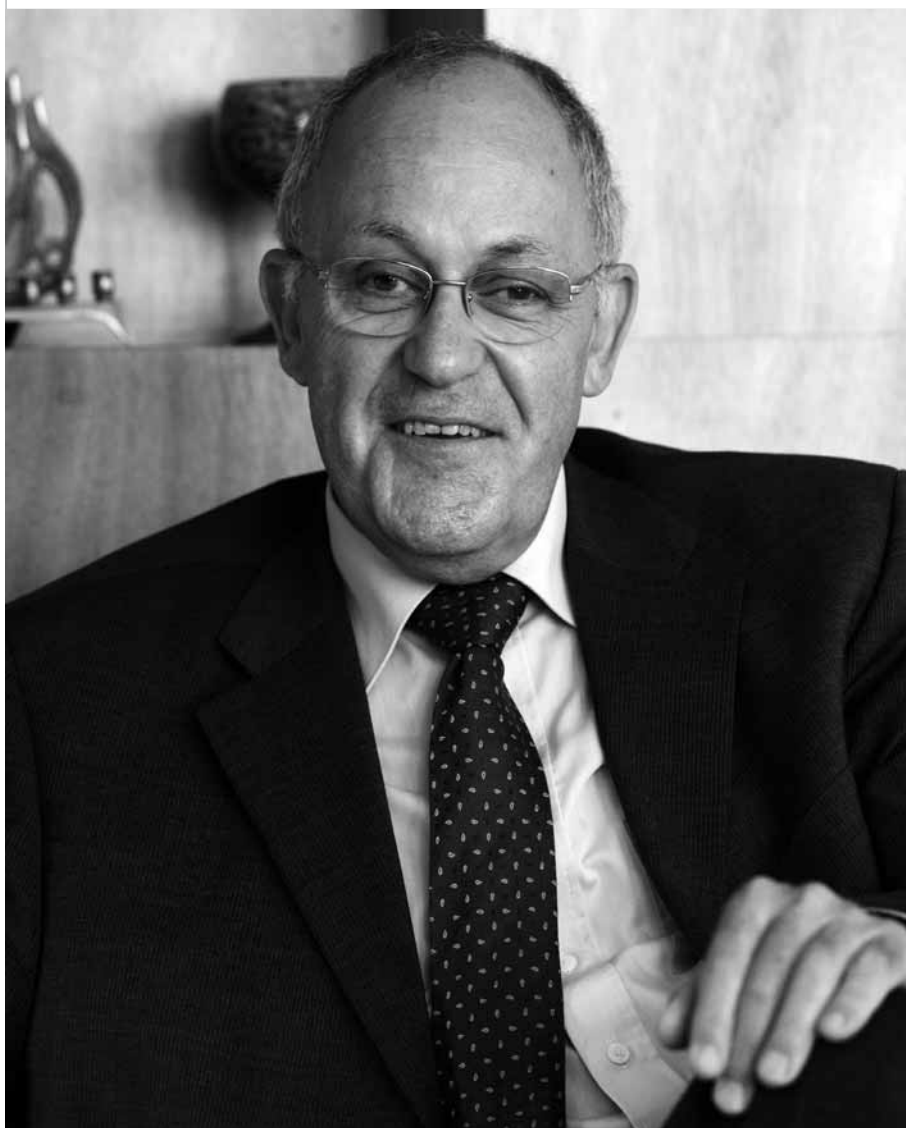
www.nunu.at

„Jews are news“

Der israelische Botschafter Dan Ashbel verlässt Österreich nach mehr als vier Jahren. Im Abschiedsinterview mit NU spricht er über die Veränderungen in Österreich, die Angriffe gegen sein Land, über das Israel-Bild, das er vermitteln will, und über ein Leben ohne Bewachung.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN DANIELLE SPERA UND PETER MENASSE.

FOTOS: JACQUELINE GODANY



NU: Herr Botschafter Ashbel, Sie verlassen nach ihrer vierjährigen Amtszeit Österreich. Mit welchen Gefühlen kehren Sie nach Israel zurück?

Ashbel: Wenn man in meinem Beruf in einem Land ankommt, weiß man, dass man auch bald wieder weggehen muss. Daher kommt das für mich jetzt nicht überraschend. Andererseits habe ich von meinen rund 35 Jahren im diplomatischen Dienst mehr als sieben in Wien verbracht. Drei in den 1980er Jahren und jetzt war ich exakt vier Jahre und sieben Monate hier. Ich hatte also die Möglichkeit, das Land besser kennenzulernen. Damit ist natürlich viel Schönes verbunden. Man kennt sich aus, man liest oder hört die Untertöne viel besser.

Wie sehen Sie den Unterschied zwischen den 1980er Jahren und Ihrer jetzigen Periode?

Für israelische Diplomaten, für Israelis überhaupt, lag das Wien der 1980er Jahre am Ende einer Sackgasse. Damals waren für Israelis alle Grenzen um Wien herum abgeriegelt, ausgenommen jene in Fahrtrichtung Westen – jedenfalls für israelische Diplomaten. Außerdem

„Das Wien der 1980er Jahre lag am Ende einer Sackgasse. Jetzt ist es internationaler.“

war Wien nicht so wohlhabend, wie es heute ist. Obwohl es noch immer viele Wiener gibt, die weiter raunzen und sich beklagen. (Lacht.) Wien ist inzwischen auch viel internationaler geworden. Auch aus diesem Grund bietet es heute ein ganz anderes Bild. Als ich 2005 wieder nach Wien gekommen bin, hatte ich nicht das Gefühl, dass ich 16 Jahre weg war, sondern eher 16 Tage. Die Geschäfte waren die gleichen, ja, sogar die Bedienung beim Heurigen war die gleiche, nur ist sie inzwischen ein bisschen älter geworden. Bei meinem ersten Einsatz in den 1980er Jahren war Israel in Österreich nur mit einem Geschäftsträger vertreten. Das war damals nach der Wahl Waldheims, also in einer Zeit, in der die Beziehungen zwischen Israel und Österreich sehr gespannt waren. Als ich jetzt vor mehr als vier Jahren wieder nach Österreich gekommen bin, hatten wir wieder eine schwierige Zeit hinter uns, aber doch Beziehungen auf dem Niveau eines Botschafters und das ändert natürlich einiges auch in der täglichen Atmosphäre.

Sie haben im Interview mit NU vor drei Jahren bedauert, dass man hierzulande immer noch Menschen mit nationalistischen Parolen einfangen kann. Hat sich das zum Besseren geändert oder eher verstärkt?

Ich glaube, dass die Parolen, die rund um die letzten Wahlen benutzt worden sind und die auch jetzt vor den Landtagswahlen wieder aufkommen, ein Problem sind. Es kommt mir so vor, als ob man in Österreich nicht darauf vorbereitet wäre, als ob man nicht wüsste, dass diese Form des Nationalismus existiert und dass man darauf reagieren wird müssen. Es gibt keinen Mechanismus, der sich mit diesem Phänomen beschäftigt, da fehlt doch einiges. Daher taucht immer wieder



NU-Redakteure Peter Menasse und Danielle Spera beim Interview mit Botschafter Dan Ashbel in seiner Residenz

die gleiche Frage auf: Ist das jetzt in Ordnung? Oder wie der Kaiser einmal gesagt hat: Dürfen's denn das? Die Parolen gibt es anderswo auch, aber die Vergangenheit dieses Landes gebietet eine größere Empfindlichkeit gegenüber der Anwendung von xenophoben und antisemitischen Parolen.

In den letzten Monaten haben sich ja sehr unerfreuliche Dinge in Österreich gehäuft, jetzt ganz abgesehen von Martin Graf, der hier Dritter Nationalratspräsident ist, gab es Zwischenfälle in Mauthausen, Störmanöver in Auschwitz. Muss man sich in Österreich als Jude unbehaglicher fühlen als noch vor einiger Zeit?

Ich kann die Frage nicht leicht beantworten, denn es besteht ein Unterschied zwischen mir und einem Juden, der in Österreich lebt. Ich bin als Gast hier. Ich muss mich damit nicht abfinden, denn ich kehre nach Hause zurück. Als Österreicher, der hier lebt, muss man sich damit befassen. Ich glaube, diese Erscheinungen sind gefährlich,

sie sind gefährlich für die Gesellschaft. Sie zeigen ein fehlendes Bewusstsein bezüglich der Geschichte. Damit deuten sie auf die Gefahr hin, dass sich die Geschichte wiederholen könnte. Daher müssten sich alle Verantwortlichen in diesem Staat dazu bekennen, klare Worte zu sprechen und klare Taten zu setzen. Die Position des öffentlichen Lebens gegenüber Fremdenhass und Antisemitismus muss klar und deutlich sein.

Bei Diskussionen über den Nahostkonflikt werden wir oft mit der Frage konfrontiert, warum Israel bei seinen Gegenschlägen auch Kinder ermordet, warum die Zivilbevölkerung nicht geschont wird. Ist Israel in eine Rolle gefallen, die man von diesem Land eigentlich nie erwartet hätte?

Was mich an der Fragestellung stört: Was heißt Kinder ermorden? Wenn jemand einen Terrorakt in einem Kaufhaus verübt, dann ist das Mord – ein Mordanschlag, der bewusst gegen die zivile Bevölkerung gerichtet ist. Wenn ein Land



wie Israel sich gegen Angriffe verteidigt und es trotz aller Bemühungen zu zivilen Opfern kommt, ist das schrecklich und bedauerlich, aber es ist eine Realität, die in jedem Krieg vorkommt. Man muss deutlich sagen, dass Krieg schlecht ist. Da muss man nicht nur in den Nahen Osten schauen, das sieht man in Afghanistan, das hat man im Kosovo gesehen. Wenn durch NATO-Truppen Zivilisten oder Kinder getötet werden, spricht man von einem tragischen Irrtum, wenn es die israelische Armee betrifft, fragt man, warum sie Kinder ermorde. Krieg ist schlecht und wenn man uns nur die Möglichkeit gäbe, in Frieden mit unseren Nachbarn zu leben, würden wir sie sofort ergreifen. Wir haben oft bewiesen, dass wir bereit sind, viele Zugeständnisse zu machen, um Frieden zu erreichen, aber ein Staat kann es sich nicht leisten, dass seine Zivilbevölkerung täglich unter Beschuss ist. Er muss seine Bevölkerung verteidigen. Wir gehen so vorsichtig wie möglich damit um, aber man muss auch sehen, dass die Hamas die Zivilbevölkerung als Schutzschild benutzt. Wir beschäftigen uns intensiv mit der Frage, wie wir vorgehen

„Es ist leider so: ‚Jews are news‘. Ich möchte wissen, wie Schweden reagieren würden, wenn so etwas Ähnliches über das Land in einer israelischen Zeitung stünde.“

sollen. Wir haben auch die Operationen im Gaza analysiert, um es bei einem nächsten Mal besser zu machen.

Israel wird immer wieder verleumdete, siehe das Beispiel in Schweden, wo die Zeitung Aftonbladet einen angeblichen Organraub an Palästinensern behauptet, ohne das auch nur im Geringsten zu belegen.

Es ist leider so: „Jews are news.“ Ich möchte nur gerne wissen, wie Schweden reagieren würde, wenn so etwas Ähnliches über das Land in einer israelischen Zeitung stünde. Hier gilt es schon abzuwägen zwischen der wertvollen Pressefreiheit und einer Freiheit zur Verleumdung. Wenn jemand in einem

vollen Saal „Feuer“ schreit und eine Massenpanik auslöst, kann er sich auch nicht auf die Redefreiheit berufen. Nun, auch wenn Schweden die Pressefreiheit achtet, sollte es doch erlaubt sein, dass ein Politiker Kritik an dieser Art von Medienberichterstattung übt. Die schwedische Botschafterin in Israel hat kritisiert, dass Aftonbladet einen Bericht mit nicht geprüften Behauptungen veröffentlicht. Und was ist passiert? Sie wurde von ihrem Außenministerium gerügt.

Hat sich das Image Israels in Österreich in den letzten Jahren positiv verändert? Wenn man sich z. B. Tel Aviv Beach anschaut, dort erlebt man einen unglaublichen Zulauf ...

Ich hoffe, dass es sich zum Positiven hin verändert hat. Wir haben uns sehr viel Mühe gegeben, mit dem Tel Aviv Beach, der Israel-Straßenbahn oder der Ausstellung „Tel Aviv – Die weiße Stadt“ im Architekturzentrum. Es geht uns darum, die Wahrnehmung von Israel nicht ausschließlich auf den Nahostkonflikt zu beschränken. Die Österreicher sollen die Möglichkeit bekommen, einen neuen Blick auf Israel zu werfen und festzustellen:

„Es ist schon traurig, dass ein israelischer Botschafter geschützt werden muss.“

„Ah, da gibt es noch was. Vielleicht sollte ich mir das noch besser anschauen und kennenlernen.“ Nur ein Beispiel: In wenigen Tagen wird im Tiroler Pitztal eine Einrichtung eröffnet, wo eine israelische Firma Schnee für Österreich produzieren wird. Ja, es gibt eine israelische Firma, die Schneekanonen herstellt, die im Gegensatz zu den üblichen Erzeugnissen auch bei höheren Temperaturen funktionieren. Die üblichen Schneekanonen können nämlich erst bei Temperaturen von minus 4 Grad zu arbeiten beginnen. Und darauf weise ich gerne hin, dass wir Israelis in Österreich Schnee produzieren. Ich möchte den Österreichern mein Land Israel näher bringen und die beiden Länder freundschaftlich miteinander verbinden.

Was werden Sie als Nächstes tun?

Ich kehre erstmal zurück nach Hause, kann aber noch keine konkrete Aufgabe nennen. Ich werde jedenfalls zurück in Jerusalem sein, zurück bei meinen Kindern und Enkelkindern.

Und wie wird das sein, wenn Sie ganz ohne Bewachung durch die Straßen gehen können?

Herrlich wird das sein, für meine Frau und für mich. Es ist schon traurig, dass ein israelischer Botschafter geschützt werden muss. Was mich daran vor allem stört, ist, dass Leute es als selbstverständlich ansehen, dass unter allen Botschaftern ausgerechnet der israelische Botschafter beschützt werden muss. Wenn man das als selbstverständlich nimmt, akzeptiert man es als Normalität. Ich finde es nicht normal.

Wenn Sie zwei Wünsche aussprechen könnten, einen Wunsch für Österreich und einen Wunsch für Israel, wie würden sie lauten?

Mit einem Wunsch für Israel tue

ich mir leicht. Wir sehnen uns alle – und besonders jemand wie ich, der fast genau so alt ist wie der Staat Israel – ganz einfach nach Frieden. Er wäre der Schlüssel für eine erhebliche Veränderung sowohl in Israel als auch in der ganzen Region. Das ist meine größte Hoffnung, und mein größter Wunsch. Zu Ös-

terreich: Was soll man einem Land wünschen, das fast alles schon hat? Es soll ganz einfach auf dem Höhepunkt bleiben, auf dem es sich befindet.

Und freuen Sie sich auf die israelische Innenpolitik?

Nein.



Zeugnis Tirols jüdischer Geschichte

Wo Tiroler Juden schon vor über 500 Jahren ihre Toten bestattet haben, zeugt seit Juli eine neue Gedenkstätte erstmals von der jahrhundertealten israelitischen Tradition im „heiligen Land“.

TEXT: STEFFEN ARORA, FOTOS: ARNO GISINGER

„Wir sind auf einen Bühel hinaufgegangen und von einem Friedhof heruntergekommen“, erzählt der Innsbrucker Historiker Niko Hofinger. Mit dem Historiker und Archäologen Michael Guggenberger hat Hofinger die Außenmauern des ältesten jüdischen Friedhofs Westösterreichs am sogenannten Judenbühel freigelegt. „Ein Meilenstein“, wie Hofinger erklärt, „denn bisher gab es in Tirol keine alten Zeugnisse für die jüdische Geschichte des Landes.“

Die erste urkundliche Erwähnung des Friedhofs an der Bergflanke im Norden Innsbrucks datiert auf das Jahr 1503 zurück. Bis 1864 bestatteten die Tiroler Juden hier ihre Toten. Nach wiederholten, antisemitisch motivierten Schändungen der Grabstätten in den 1860er Jahren stellte die Stadt Innsbruck ihren jüdischen Bürgern einen Teil des weniger abgelegenen Westfriedhofs zur Verfügung, der bis heute in Verwendung ist. Der alte Friedhof geriet in Vergessenheit. Allein der Flurname „Judenbühel“, den die Nationalsozialisten während des Zweiten Weltkriegs kurzerhand in „Spitzbühel“ umänderten, zeugte von der Vergangenheit des Ortes. Bis vor Kurzem diente das Plateau in der Nähe des Alpenzoos als beliebtes Ausflugsziel. „Jetzt ist klar, dass hier der Friedhof war und es finden keine Grill- oder Kinderfeste mehr an diesem Ort statt“, erklärt Hofinger. Schlichte, mannshohe Metallplatten mit Davidsternen markieren die Grundrisse des ehemaligen Friedhofs.

Die alten Mauerreste wurden wieder zugeschüttet. „Weil es schlichtweg die beste und einfachste Form der Konservierung ist“, erklärt Hofinger. Für die künstlerische Ausgestaltung der neuen Gedenkstätte zeichnen die Dornbirner Architekten Ada und Reinhard Rinderer verantwortlich. Sie haben bewusst nur drei der insgesamt vier Seiten verbaut, um den Platz metaphorisch für Besucher offenzuhalten. Die Architektur unterstreicht den pietätvollen Charakter, den der Ort nun zurückgewonnen hat. Denn um die heilige Totenruhe nicht zu stören, haben die Historiker nur die Grundmauern, nicht aber die noch immer hier befindlichen Gräber freigelegt. Wie viele Menschen tatsächlich am Judenbühel begraben liegen, bleibt ein Geheimnis.

Im Laufe der Jahrhunderte, in denen der Friedhof in Verwendung war, dürften es aber nicht allzu viele gewesen sein. Denn bis in die 1860er Jahre waren nie mehr als drei oder vier

jüdische Familien in Tirol wohnhaft. Erst nach 1867, nachdem es Juden erlaubt war, sich ohne Einschränkung in Tirol niederzulassen, entstand eine kleine Gemeinde. Während ihrer Blütezeit, um 1910, lebten rund 500 Juden allein in Tirol. Heute zählt die israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg knapp 150 aktive Mitglieder.

Esther Fritsch, die Präsidentin der Kultusgemeinde, ist begeistert von der neuen Gedenkstätte am Judenbühel: „Das ist ein wichtiger Beitrag zur Aufarbeitung der jüdischen Geschichte Tirols.“ Die Idee dazu, so Fritsch, ging vom Tiroler Altbischof Reinhold Stecher aus. Während eines Spaziergangs in den Wäldern rund um den Judenbühel schmiedete er den Plan, diese historische Kultstätte vor dem Vergessen zu bewahren. Die Finanzierung der wissenschaftlichen und architektonischen Arbeiten übernahmen das Land Tirol und die Stadt Innsbruck.

Metallplatten mit Davidsternen markieren die Grenze des Friedhofs



Shimons Fenster trotzen allen Stürmen

Seine Familie hat die Unbilden der Geschichte hart zu spüren bekommen. Shimon Genin, der jüdische Bautischler von Wien, dichtet Fenster und Türen. So schützt er die Wohnungen seiner Kunden vor dem Regen und sein eigenes Leben vor den Stürmen des Schicksals.

VON PETER MENASSE (TEXT) UNTER MITARBEIT VON ANNINA BOTTESCH
UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

Ach, wüsste man vorher all das, was uns die Geschichte nachher lehrt. Die Familie Genin aus Lemberg wollte just im Jahr 1932 das Fenster zum Paradies öffnen und übersiedelte nach Berlin. „Die beste Zeit um einzuwandern“, lacht Shimon Genin, Wiens jüdischer Tischler, spezialisiert auf Fenster, Türen und Schlösser.

So kam denn seine Mutter nur ein Jahr vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten in deren Metropole Berlin auf die Welt und lernte als Erstes gleich einmal verschlossene Türen und Herzen kennen. Die Genins emigrierten mithilfe der jüdischen Berliner Gemeinde 1939 nach Australien, von wo Shimons Mutter später nach England weiterreiste. Wie viele andere Juden auch war sie von der Idee des Kommunismus begeistert. Die Rote Armee hatte den Krieg siegreich geschlagen und die Nationalsozialisten hinweggefegt. In dieses Lager wollten sie gehören, gemeinsam die Idee einer gerechten Welt verwirklichen. Als sie 1951 an den „Weltfestspielen der Jugend“ in Ostberlin teilnahm, war sie so begeistert, dass sie einen Einreiseantrag für die DDR stellte. Nach einigen Monaten wurde sie dann tatsächlich in das vermeintliche Paradies der Werktätigen eingelassen, wo sie dank ihrer Englischkenntnisse als Dolmetscherin arbeiten konnte. Doch wieder dauerte es nur ein Jahr,



Mein Weg zum Judentum? „Man hat mich zum Sabbat eingeladen. Man kann es einfach nur anfangen zu lieben.“

bis die Entscheidung sich im Licht der Entwicklungen als falsch herausstellte. Die Machthabenden der DDR zerschlugen 1953 den Aufstand der Arbeiter, verschlossen sich mehr und mehr den Regeln der Demokratie und bauten ein Unrechtssystem auf. Und so wiederholte sich auch für Shimon, der dort 1967 zur Welt kam, die Familiengeschichte: falscher Ort zur falschen Zeit, verschlossene Fenster, miefige Luft.

Um in der DDR zu studieren, hätte er Parteimitglied der SED werden müssen, wozu er nicht bereit war. „Ich habe dieses System nie gemocht“, sagt er heute, „zwischen den Büchern

und der Praxis im Sozialismus ist ein großer Unterschied.“ Weil ihm die Türen zur akademischen Ausbildung verschlossen waren, absolvierte er eine Ausbildung zum Tischler und wurde einer der vermutlich ganz wenigen Juden aus dem heutigen Zentraleuropa, der ein richtiges Handwerk erlernte.

Shimons Bestreben war es bald, die DDR unter allen Umständen zu verlassen. Aber auch bei seiner Ausreise wiederholte sich das fatale Schicksal der Genins. Kaum hatte er seinen Ausreiseantrag gestellt, wurde ihm das Leben schwer gemacht. Erst als er seinen Antrag umformulierte und

nicht mehr politische Gründe geltend machte, sondern behauptete, nach Israel zu wollen, wurde er ernst genommen. Das System wollte nicht als antisemitisch gelten und bevorzugte darum Ausreiseanträge von Juden. Ganz leicht wurde es ihm aber dann auch nicht gemacht. „Eines Tages um sechs in der Früh standen zwei Volkspolizisten vor meiner Tür, die mich aufforderten mitzukommen. Wegrennen kam nicht in Frage“, lacht Shimon, „schließlich war rund um das Ding 'ne Mauer, so ließ ich mich also abführen.“ Nach zwei Stunden in einer Gefängniszelle wurde er mit dem Auto in die Stasi-Zentrale gefahren und dort einem Offizier vorgeführt, der versuchte ihn zur Rücknahme des Ausreiseantrags zu überreden. Als Genin nicht nachgab, wurde er wieder zur Polizei zurückgebracht, wo man ihm den Fremdenpass in die Hand drückte und ihn aufforderte, innerhalb von 24 Stunden das Land zu verlassen. „Damals hatte ich kaum was. Drei Koffer, ein Fahrrad und ab zu meinem Bruder, der schon im Westen war.“ Der Treppenwitz dabei: Als der junge Jude dann endlich hinaus durfte, war bereits das Ende des Jahres 1988 erreicht, und die Mauer, die alles hermetisch verschloss, sollte ohnehin nur mehr ein Jahr stehen. Dieses verfluchte eine Jahr erwies sich erneut als eine absurde Konstante in der Familiengeschichte der Genins. Trifft man Shimon Genin heute in Wien und hört ihn in ungebrochen preußischem Akzent von seinem Beruf erzählen, gibt es nichts mehr, was auf die wechselvolle Geschichte der Familie hinweist. Dabei hat es ihn nach der Ausreise aus Ostberlin noch zu vielen Stationen gezogen. Von Westberlin über London, von Russland nach Israel, ein Meister der Türen und Fenster kann seinen Beruf überall ausüben, wo es Häuser gibt. In Wien lebt Shimon heute mit seiner Frau, die er in der Nähe von Moskau kennengelernt hat, und seinen bei-

Shimon mit einem seiner beiden Söhne in seiner Wiener Wohnung





den kleinen Söhnen inmitten einer jüdischen Hausgemeinschaft. Zum Judentum sei er erst in Westberlin gekommen und er könne auch kein Schlüsselerlebnis benennen, das ihn überzeugt hätte. „Man hat mich zum Sabbat eingeladen. Und man kann das nicht intellektuell erklären. Man kann es einfach nur anfangen zu lieben.“ Heute betet er in den Tempeln der Leopoldstadt und ist, so kann man den Eindruck haben, gut angekommen. Er befindet sich endlich einmal zur rechten Zeit am rechten Ort.

Als „Piefke“ hat er in Wien noch nie ein schlechtes Erlebnis gehabt, erzählt er, aber mit Antisemitismus sei er hier schon konfrontiert gewesen. Einmal hat ihm einer, als er in orthodoxer Kleidung zum Gottesdienst ging, ein „Heil Hitler“ nachgerufen. Ein anderes Mal ging eine Autotür auf und ein Mann schrie: „Lang lebe die Hamas!“ Das sei in Westberlin so nicht vorgekommen, erzählt er, dort seien ihm eher die Leute auf die Nerven gegangen, die den Juden am liebsten die Füße küssen wollten. Auch Rechts-extreme gäbe es in Berlin, aber die Mentalität sei eine andere, nicht so eine hinterfotzige. Mit österreichischer Politik beschäftigt sich der Handwerker kaum. Er kennt die Parteienlandschaft, hat den Eindruck, dass ihm die Grünen am nächsten stünden, aber das alles ist nicht wirklich im unmittelbaren Fokus eines Mannes, der gelernt hat, dass die Geschichte ihre Tücken hat und keine Rücksicht auf

Visionen, Hoffnungen und Entscheidungen der Einzelnen nimmt.

Shimon Genin tischlert keine Kästen, Tische oder Bänke. Er ist ausschließlich für Fenster und Türen zuständig. Wenn jemand die Wohnung renoviert, eine Hausverwaltung die Kategorie einer Mietwohnung hinaufsetzen will, oder es irgendwo hineinregnet, ruft man den jüdischen Tischler. Er lebt von kleinen Aufträgen, wo es darum geht, verfaulte Leisten zu ersetzen, Löcher zu verschließen, Dichtungen einzufräsen. „Die Kunden stellen natürlich den Anspruch, dass es nicht hineinregnet, aber die alten Fenster sind eben oft nicht mit einem modernen Mercedes zu vergleichen, sondern ähneln eher einem Dreitakter, der nur noch im Zweitakt fährt“, veranschaulicht Shimon. Aber er löst all die Probleme, und auch wenn man durch die Rahmen da und dort schon „durchgucken“ kann, fällt ihm was ein. „Da mache ich eine Leiste drauf, schleife ab und wenn ich dann mit ein bisschen Farbe darübergehe, dann sieht kein Mensch, dass ich da was gedeichselt habe.“

Er ist ein pragmatischer Bautischler, dem einfach nur wichtig ist, dass Regenwasser am Eindringen gehindert wird und die Türen lange halten, ohne zu faulen. „Tischler wollen ja alles aus Holz, aber ich habe nichts gegen Plastikfenster“, sagt der Meister überraschend. Die neuen isolierten Fenster seien so schwer, dass die hölzerne Unterstütze wegfaule und

dann unter schwierigen Umständen zur Gänze ausgetauscht werden müsse. Plastikfenster aber würden, wenn man sie nicht mit grober Gewalt zerstöre, immer weiter funktionieren. Noch gibt es genug Fenster und Türen aus Holz in Wien, nur deshalb kann er leichtfertig gegen die eigene Geschäftsgrundlage, das Holz, zu argumentieren. So arbeitet der Tischler ohne Werkstatt tageweise in immer neuen Wohnungen, macht kleine Reparaturen, schraubt und schleift, malt und setzt ein.

Viel verdient er nicht, Shimon Genin, der Bautischler. In Israel, dem er sich eng verbunden fühlt, hat er auch in diesem Beruf gearbeitet, davon aber kaum leben können. Als Buchhalter hätte er sich überlegen können, nach Israel auszuwandern, aber „als Tischler“? Dann schaut er ein wenig schwermütig, wie das seine Art ist, und meint „Tischler zu sein, bedeutet Armut“.

Plötzlich geht die Tür zu Books & Bagels auf und die kleinen Genin-Buben kommen gemeinsam mit ihrer Mutter herein. Shimon schaut jetzt mit einem Mal fröhlich aus, wie einer, der pünktlich am richtigen Platz sitzt, wissend, dass die sanierten Fenster seines Lebens geschlossen sind und alle Stürme der Geschichte an ihren stabilen Leisten abprallen werden.

Anfragen an Shimon Genin

windoors@gmx.at

„Hoppauf, Herr Jud!“

Die Hakoah feiert ihren 100. Geburtstag. NU hat Geschichte und Gschichtln des jüdischen Sportvereins zusammengetragen.

EINE WÜRDIGUNG VON FRITZ NEUMANN

Wie es vielen großen Künstlerinnen und Künstlern gemein ist, dass ihre runden Geburtstage nicht bloß an einem Tag begangen werden, sondern oft ein Jahr hindurch, so hat auch die Wiener Hakoah schon in den vergangenen Monaten mit einer Theaterrevue, einer Ausstellung und anderen Veranstaltungen ihren Hunderter gefeiert. Dabei ist es, um genau zu sein, erst jetzt im September wirklich so weit. Am 16. September, um ganz genau zu sein. Da hat sich die Hakoah zum ersten Mal, zwecks Gründung also, generalversammelt.

Die Hakoah, eine Künstlerin? Das passt schon, auch und vor allem im Sinne von Überlebenskünstlerin. Zunächst aber war und ist die Hakoah natürlich eine Sportlerin. Beispielsweise lehrte Zsigo Wertheimer in den 1920ern „müheleses Schwimmen mit richtiger Atemtechnik für Anfänger“, sommers in Velden und Pörschach, winters im Dianabad in Wien. Und er hatte auch die besten Hakoah-Schwimmerinnen und -Schwimmer unter seinen Fittichen, beispielsweise Hedy Bienenfeld, „die schöne Hedy“, von der es ein berühmtes Bild gibt, auf dem sie für Zigaretten wirbt. Dem Vernehmen nach hatte Friedrich Torberg, der damals noch Kantor hieß und Wasserball spielte, ein Auge auf Bienenfeld geworfen haben, doch sie heiratete Wertheimer, ihren Trainer.

Die Schwimmer, die Wasserballer, die Ringer, die Fußballer der Hakoah, sie gehörten zu den Besten ihrer Zeit. Für den Fußball stand vor allem ein Name, der Name Béla Guttmann. Er spielte die Position Centerhalf und kam 1922 aus Budapest zur Hakoah, später sollte ihn sein Weg über New York, Rio und Lissabon wieder zurück nach Wien führen, wo er 1964 wenige Monate lang den österreichischen Teamchef gab, aber nicht zuletzt am immer noch grassierenden Antisemitismus scheiterte. Auch dank Guttmann war die Hakoah zu einer der vier Wiener Fußball-Größen gewachsen. Rapid, Austria und die Vienna waren hochkarätige Gegner, und doch gelang es der Hakoah, 1924/25 den Meistertitel zu erringen. „Hoppauf Hakoah“, so lautete der Anfeuerungsruf in diesen Jahren.

Schon 1923 war der Hakoah als erster Gastmannschaft ein Sieg „auf der Insel“, in England also, gelungen. Er fiel mit einem 5:0 gegen West Ham United noch dazu wirklich deutlich aus. Drei der fünf Tore steuerte ein gewisser Alexander Neufeld bei, der



Meisterschwimmerin
Hedy Bienenfeld 1931

**Brief der Hakoah-Schwimmerin
Judith Deutsch an den
Verband der Österreichischen
Schwimmvereine**

als Nemes Sándor das Licht der Welt erblickt hatte. Auch das ein Zeichen für die Verbundenheit mit Budapest, die in Wahrheit noch auf die Zeit vor der Gründung zurückging. Bei den Cricketern im Prater hatte am 23. Mai 1909 der Budapester Vívó és Atlétikai Club gastiert, ein jüdischer Klub. Und dieses Gastspiel gab den Anstoß, auch in Wien mit Kraft (Hakoah) etwas anzugehen. Lipott Weiß, der Leiter der „Vívó“, ermunterte die jüdischen Wiener Studenten, einen eigenen Verein zu gründen. Hintergrund war nicht zuletzt die Tatsache, dass viele Sportvereine ihre Statuten um einen „Arierparagraphen“ erweitert hatten. Unter der Führung David Weinbergers wurde schließlich die konstituierende Hakoah-Generalversammlung abgehalten, wie erwähnt am 16. September und in den Räumlichkeiten der „Lese- und Redehalle jüdischer Hochschüler“ in der Hörlgasse am Alsergrund.

Die Nazi-Herrschaft brach den sportlichen Erfolg und die identitätsstiftende Bedeutung der Hakoah. Oder sagen wir lieber, der Erfolg und die Bedeutung wurden unterbrochen. Hakoah bedeutet „Kraft“ nicht von ungefähr, und Kraft versteht sich durchaus auch im Sinne von Ausdauer, von Durchhaltevermögen. Trotz aller Tragödien. Club-Präsident Fritz Löhner-Beda kam in Auschwitz um, neben vielen anderen. Der Ringer Nikolaus „Micki“ Hirschl wanderte nach Israel aus, neben vielen anderen. Bei den Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles hatte sich Österreich noch über zwei Bronzemedailen Hirschls gefreut. Die Schwimmerin Judith Deutsch, Kraulmeisterin und Sportlerin des Jahres 1935, wurde vom Verband gesperrt, weil sie sich weigerte, an den Olympischen Spielen 1936 teilzunehmen.

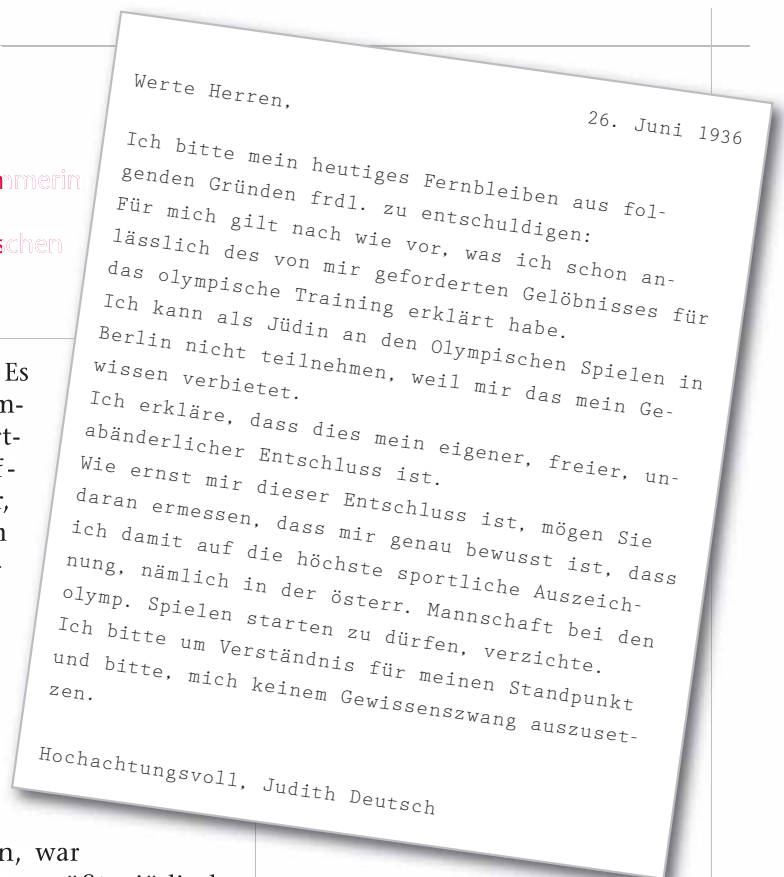
Am 13. März 1938, am Tag nach dem „Anschluss“, wurde die Hako-

ah zerschlagen. Es war der Schwimmer und Sportwissenschaftler Karl Haber, der sie nach dem Krieg gemeinsam mit Ernst Sinai neu gründete. Vor dem Krieg, den nur 6.000 der 200.000 Wiener Juden überlebten, war die Hakoah der größte jüdische Sportverein der Welt gewesen. Nach der Neugründung hielten die Fußballer nur fünf Jahre durch, ehe sie ihren Betrieb wieder einstellen mussten.

Heute besteht die Hakoah aus den Sektionen Basketball, Karate, Schwimmen, Touristik & Skiclub, Tennis, Tischtennis und Wandern. Heute hat sie 600 Mitglieder. Und heute steht Paul Haber, Karl Habers Sohn, dem Klub als Präsident vor. „Ich bin mit und in der Hakoah aufgewachsen.“ Unter ihm ist das Jahr 2008, jenes vor dem runden Feste, zu einem der wichtigsten in der Club-Geschichte geraten. Da

öffnete das neue Hakoah-Zentrum im Prater seine Pforten. Jahrzehnte hatte es gedauert, bis die Stadt Wien den Pachtvertrag restituiert hatte und der Hakoah das 1923 bezogene Areal zurückgegeben hatte. Bund und Stadt Wien zahlten sieben Millionen Euro als Entschädigung, das reichte zur Adaption des Geländes und zum Bau einer Sporthalle. Haber sagte zur Eröffnung: „Vor siebzig Jahren wurde der Verein von der SA zerschlagen. Aber das Dritte Reich ist untergegangen – und die Hakoah lebt!“

www.hakoah.at



Warum ich stolz darauf bin
Essay von Friedrich Torberg

Die Hakoah hatte auf dem Platz des Brigittenauer A.C. zum Frühjahrs-Meisterschaftsspiel gegen die Hausherren anzutreten, die in der Tabelle an vorletzter Stelle lagen, nur einen Punkt vor Vorwärts 06. Wenn die Brigittenauer gegen Hakoah verloren, hatte Vorwärts 06 noch eine Chance, sich vor dem Abstieg in die dritte Klasse zu retten. Infolgedessen erschien der gesamte Vorwärts-Anhang in der Brigittenau, um für Hakoah zu „drucken“. [...] Besonders ein an der Barriere lehrender Vorwärts-Anhänger schrie sich die Kehle heiser. Nun pflegt man in solchen Situationen den angefeuerten Spieler beim Namen zu rufen – aber den kannte der Anfeuerer nicht. Und die übliche Bezeichnung, die er für Juden allgemein parat hatte – nämlich „Saujud“, – schien ihm in diesem Augenblick doch nicht recht am Platze. „Hoppauf!“, brüllte er also, und nochmals „Hoppauf!“ – und dann kam ihm eine Erleuchtung. Sein nächster Zuruf lautete: „Hoppauf, Herr Jud!“

KLEINE EHEVERBRECHEN

Eric-Emmanuel Schmitt

AB 21. Oktober 2009

Tickets: 512 42 00

www.stadttheater.org

mit
Anita Ammersfeld
Hannes Gastinger

Regie: Thomas Schendel

Ein Mann kehrt nach einem mysteriösen Unfall aus dem Krankenhaus zurück; er leidet unter Gedächtnisverlust. Die schrittweise Suche nach seiner Identität und Lebensgeschichte beginnt: Wer ist er? Wo ist sein Zuhause? Ist die ihm fremde Frau tatsächlich seine Ehefrau? Was hat es mit dem Unfall auf sich, an den er sich nicht mehr erinnern kann? Wer lügt hier? Und warum?

Der französisch-belgische Erfolgsautor **Eric-Emmanuel Schmitt** („Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“, „Enigma“) erhielt 2000 den „Grand Prix du théâtre“ der Académie française für sein Gesamtwerk. Seine Stücke wurden in 35 Ländern aufgeführt und in mehrere Sprachen übersetzt.


stadtwal
Theaterfisch
gasse

stadtTheater walfischgasse Walfischgasse 4, 1010 Wien

Bücher, Bagels, bitte mehr!

In der Seitenstettengasse hat ein original jüdisches „Books & Bagels“-Geschäft eröffnet. Wie in New York und Zürich! Eine kleine Sensation für Wien. Noch mehr für das Viertel.

VON RAINER NOWAK

Wie bekehrt man einen in der Innenstadt wohnenden Antisemiten? Ganz einfach: indem ein jüdisches Geschäft oder Lokal mit geregelten Öffnungszeiten statt eines Party- und Alkohol-Lokals in der City einzieht. So geschehen in der Seitenstettengasse. Also im jüdischen Herzen der Stadt, das unter dem Begriff „Bermudadreieck“ zum Synonym für Teenager-Besäufnis und die leichte Verslumung des ersten Bezirks wurde. Books & Bagels heißt die Einrichtung und eigentlich kann es nur eine Frage der Zeit sein, bis die erste Wiener Zeitung von einer Jüdischen Renaissance des Viertels schreibt. (Was hiermit gleichzeitig schon ein bisschen passiert ist.) Weil Tempel, das Restaurant Alev-Alev und der neue Bagel-Buch-Judaika-Laden ein kleines jüdisches Dreieck bilden auf dem quasi feindlichen Terrain. Doch bis auf Weiteres wird – vor allem nachts – nach wie vor die junge Wodkas-Saurer-Apfel-Gang das Straßenbild beherrschen – mit entsprechender Geräuschkulisse und Folgen für die Anwohner.

Aber zurück zu Lob und Preisung für Books & Bagels. Auf den ersten Blick wirkt es wie eine Mischung aus einer Bücher-Lounge mit kleiner Starbucks-Ecke, Waschgelegenheit zwecks notwendiger Waschung vor dem Verzehr für Orthodoxe gibt es ebenso wie natürlich die Garantie, koschere Produkte zu verwenden. Die Bagels sind – natürlich nur Sour Cream Cheese und Räucherlachs werden hier emp-



fohlen – wirklich gut: Die kleinen Fruchtfiegen, die Ende August umherschwirren, kannte zu der Zeit die ganze Stadt.

Wirklich interessant – zumindest für einen Nicht-Juden – ist das Buchangebot, das auch online über www.booksnbagels.com zu begutachten ist und auch gekauft werden kann: religiös vom Talmud für jedermann bis zu den Pirke Avot, den Sprüchen der Väter. (Erläuterung des Buches nach Books & Bagels: „Wer sich für die klassische jüdische Ethik, wie den bekannten Ausspruch von Rabbi Hillel, interessiert, kommt hier voll auf seine Rechnung. Pirke Avot ist der einzige Teil des Talmuds, der sich ausschließlich mit jüdischer Moral und Ethik auseinandersetzt. Mit einem zeitlosen Kommentar von Rabbiner

Hirsch, dem letzten, den er verfasst hat.“) Weitere Werke der Wiener Filiale, deren kleine Kette von Zürich aus startete und heute auch einen Laden in New York hat: Musikalisches von Great Jewish Classics bis jiddische Liebeslieder. Und natürlich historische Wälzer wie „2000 Years of Jewish History: Coffee Table Edition“.

Noch unterhaltsamer sind – neben den diversen Kochbüchern und Küchengerätschaften – die Spielzeug-Geschichten: etwa My Soft Rosh Hashana Set – die Stoff-Figuren-Begleitung für Neujahr also. Und dann gibt es da noch Schofar für Kinder – auch in Horn für Erwachsene. Die kleine Posaune aus dem Vorderen Orient, ordentlich am Abend geblasen – und sogar die jungen Trinker der umliegenden Bars sind beeindruckt.

Ob man „Jude“ ist, entscheiden immer die anderen

Carl Djerassi, Erfinder der Antibabypille und Autor, lebt seit diesem März wieder in Wien. NU besuchte ihn in seiner Dachgeschoßwohnung im dritten Bezirk und sprach mit ihm über seine Sammelleidenschaft, seine Kindheit und die Frage, wie er seine jüdische Identität definiert.

EINE BEGEGNUNG, AUFGEZEICHNET VON KATJA SINDEMANN. FOTOS: PETER RIGAUD.

Ich bereite ein Interview mit Carl Djerassi vor, dem Erfinder der Antibabypille, Paul-Klee-Sammler und seit zwei Jahrzehnten Roman- und Theaterautor. Und auch Wiener Jude, dem 1938 die Flucht gelang. Djerassi hat fünf Romane mit Bezug auf wissenschaftliche Themen, sogenannte Science-in-Fiction, verfasst, außerdem sieben Theaterstücke, die weltweit aufgeführt werden. Als ich mit ihm Kontakt aufnehme, um einen Gesprächstermin zum Thema „Jüdische Identität“ zu vereinbaren, bittet er mich, vorab das Kapitel „Vier Juden“ in seinem Buch „Vier Juden auf dem Parnass. Ein Gespräch. Benjamin – Adorno – Scholem – Schönberg“ zu lesen. Darin geht es um ein fiktives Gespräch zwischen dem Philosophen und Literaten Walter Benjamin, dem Komponisten Arnold Schönberg, dem Religionshistoriker Gershom Scholem und dem Philosophieprofessor Theodor W. Adorno über jüdische Identität. Jeder der vier hat aufgrund der leidvollen Erfahrungen während der NS-Zeit einen anderen persönlichen Umgang mit seinem Judentum entwickelt. Während Scholem ein glühender Zionist wurde, verbarg Adorno seine halbjüdische Herkunft unter einem Namenswechsel. Schönberg, der in jungen Jahren zum Protestantismus konvertiert war, kehrte zum Judentum zurück, während Benjamin



„Die Religion hat für mich als Chemiker keine Rolle gespielt.“

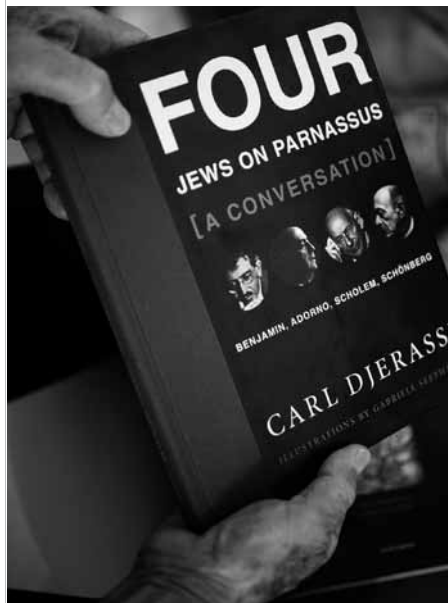
in seiner Identität schwankend war. Das Gespräch zeigt die verschiedenen Möglichkeiten des Umgangs auf – in allen Fällen wurde die Beschäftigung mit der eigenen Identität von außen aufgezwungen. Dieses Kapitel offenbart mir, wie vertraut Carl Djerassi mit den Biographien dieser vier Geistesgrößen ist. Aber er enthält sich einer eindeutigen Positionierung und führt die verschiedenen Facetten vor Augen.

Eine Jugend auf der Mazzesinsel

Djerassi wohnt in einem stattlichen Haus im 3. Bezirk im obersten Geschoss in einer hellen, luftigen Wohnung. Eine Oase der Kühle in der ansonsten heißen Stadt. Er begrüßt mich leger in T-Shirt und bequemer Freizeit-hose und führt mich ins Arbeitszimmer, da er einiges für mich vorbereitet hat. Während ich in einem tiefen Sessel versinke, thront er auf einem Stuhl zwischen Computer und drehbarem Bücherregal, sein steifes Bein hoch gelagert. Meine erste Frage zielt auf seine Wiener Herkunft. Sofort zieht er ein Buch aus dem Regal – seine Autobiographie – und präsentiert Fotos von sich als Kleinkind mit seiner Mutter, als Pfadfinder sowie ein Wienpanorama, wo sein Wohnhaus am Donaukanal in der damaligen Aspernbrückengasse zu erkennen ist. Seine Mutter habe ihn vom Balkon beobachtet, wenn er gegenüber bei der Urania in einem kleinen Park Fußball spielte. Heute residiert an der Stelle des Elternhauses eine große Versicherung. Djerassi erklärt, dass ein paar Häuser weiter Elias Canetti gewohnt habe, ebenso Arthur Schnitzler und Hans Moser. Er sei in die Volksschule in der Czerningasse gegangen, so wie die Physikerin Lise Meitner. „Eine engagierte Lehrerin der Schule hatte mich eingeladen, weil sie mit ihren Schülern eine Ausstellung über Paul Klee gemacht hat. Zum 100. Geburtstag der Schule wurden berühmte Schüler vorgestellt. Heute sind in einer Klasse 13 verschiedene

Nationen vertreten. Zu meinem Geburtstag hatte die Lehrerin einen Kuchen gebacken und jedes Kind hat in seiner Muttersprache ‚Happy birthday‘ gesungen.

Damals war fast die Hälfte der Schüler jüdisch – heute kein Einziger!“ Diese Tatsache hat Djerassi schockiert. „Die Nazis haben sich bemüht, Wien judenfrei zu machen. Die Mazzesinsel ist heute ein multikultureller Bezirk, aber es gibt nur mehr wenige jüdische Einrichtungen im Vergleich zu damals.“



Djerassi zeigt das Buchcover „Vier Juden auf dem Parnass“

Seine Eltern waren jüdisch, aber völlig assimiliert. Sein Vater war ein bulgarischer Arzt, seine Mutter eine Wiener Zahnärztin. Die Eltern ließen sich scheiden, als Carl vier Jahre alt war. 1938 heirateten die Eltern erneut, um Mutter und Sohn die Ausreise nach Bulgarien zu ermöglichen.

Späte Auseinandersetzung mit dem Jüdischsein

Ich frage ihn, warum er sich erst spät mit seiner jüdischen Identität auseinandergesetzt hat. „Keine Frage, ich habe es lange zurückgedrängt. Ich bin 1938 von hier nach Bulgarien ge-

gangen und dann als 16-Jähriger in die Vereinigten Staaten. Da wollte ich mich total assimilieren.

Natürlich habe ich bejaht, wenn mich jemand gefragt hat, ob ich Jude bin. Aber ich habe es nicht an die große Glocke gehängt. Das hat mich bei Adorno beeindruckt, der nur halbjüdisch war, denn seine Mutter war katholisch. Obwohl er getauft und christlich erzogen war, wurde er von den Nazis vertrieben. In Amerika hat er nie über seine jüdische Identität gesprochen. Vielmehr hat er bei der Einbürgerung seinen Namen von ‚Wiesengrund‘ in ‚Adorno‘ geändert. Als er 1949 nach Deutschland zurückkehrte, weil er eine Professur in Frankfurt bekam, wurde er abschätzig als ‚Reparationsprofessor‘ bezeichnet. Er hat dann sehr aggressiv über die deutsche Schuld geschrieben. Ich selbst habe mich erst spät mit meiner jüdischen Identität auseinandergesetzt, nämlich als ich vor 20 Jahren mit dem literarischen Schreiben begonnen habe.“ Wieder sucht Djerassi einige Bücher aus seinem drehbaren Regal heraus. Es sind seine Romane „Cantors Dilemma“, „The Bourbaki Gambit“, „Menachem’s Seed“ und „NO“. Djerassi: „In jedem Buch gibt es eine jüdische Hauptfigur. Der Name ‚Menachem‘ ist sogar total jüdisch. In ‚NO‘ gibt es eine indische Frau, die einen Juden heiratet. In meinem fünften Roman ‚Marx, Deceased‘ (auf Deutsch ‚Ego‘) ist die Hauptfigur auch ein Jude. Es handelt sich immer um nichtreligiöse, assimilierte Juden. Ich habe das nicht absichtlich gemacht, aber ich habe bemerkt, dass es mir passiert. Dann habe ich angefangen nachzudenken, was jüdische Identität bedeutet, denn ich bin nicht religiös. Meine Familie war säkular. Damals gab es in Wien 200.000 Juden, mehr als die Hälfte war assimiliert. Zu meiner Zeit war der Antagonismus zwischen Aschkenasen und Ostjuden sehr stark und sehr unappetitlich.“ Ich möchte wissen, zu welchem Ergebnis ihn seine Auseinandersetzung mit dem The-

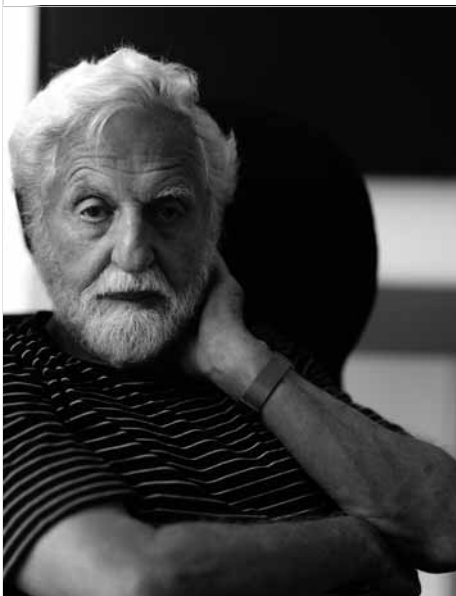
„Ich will sehen, was es bedeutet, in Wien zu leben. Ich kann jedoch noch nichts sagen, weil ich erst seit ein paar Monaten hier bin.“

ma geführt hat, und frage ihn, welchem seiner vier Protagonisten Benjamin/Adorno/Scholem/Schönberg er sich am ähnlichsten fühlt. Er stutzt: „Ich wollte es im Buch nicht zugeben. Was ich beweisen wollte, ist, dass jüdische Identität sehr Unterschiedliches bedeuten kann. Nicht nur für die Nichtjuden, sondern für die Juden selber. Deshalb habe ich die vier ausgesucht, weil es für jeden von ihnen etwas anderes bedeutet. Nehmen wir Schönberg – ich hätte nie daran gedacht, mich taufen zu lassen, so wie er es freiwillig, hauptsächlich aus beruflichen Gründen, getan hat. Oder meinen Namen zu ändern, wie es Adorno gemacht hat. Obwohl Djerassi ein fürchterlicher Name zum Buchstabieren ist. Obwohl ich an zwei amerikanischen Universitäten der erste jüdische Chemieprofessor war. Denn auch in Amerika gab es Antisemitismus. Viele Berufe waren Juden verschlossen. Die Columbia University in New York hat offiziell bis in die 1940er Jahre an der medizinischen Fakultät einen Numerus clausus für Juden gehabt! Ich hätte also meine Identität verstecken können, habe jedoch nie daran gedacht. Nehmen wir umgekehrt Scholem, der aus einer deutsch-jüdischen Familie kam. Er hatte schon als 15-Jähriger

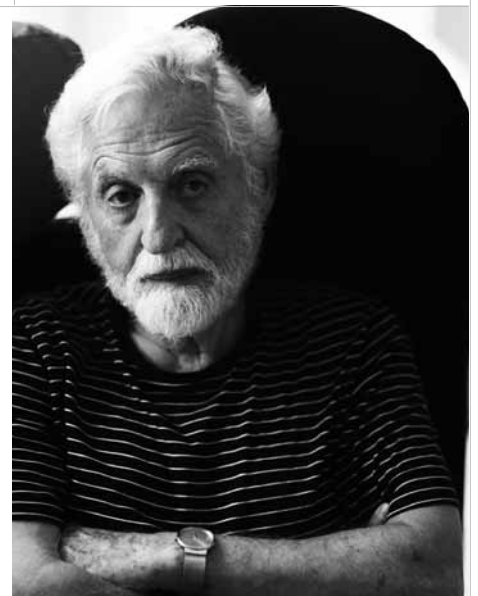
angefangen, Hebräisch zu lernen und Zionist zu werden. Ich habe nie Hebräisch gelernt – daher entspreche ich diesem Beispiel auch nicht. Durch meine Emigration war ich amerikanisch orientiert, nicht israelisch. Das beste Beispiel für mich ist Walter Benjamin, der nie gewusst hat, ob er ein jüdischer Deutscher oder ein deutscher Jude ist. Mein Buch ‚Vier Juden auf dem Parnass‘ befasst sich mit der Frage, was der Unterschied zwischen einem Wiener Juden und einem jüdischen Wiener ist. Jede Person würde diesen Unterschied anders definieren.“ Djerassi besitzt eine umfangreiche Paul-Klee-Sammlung, die zur Hälfte im San Francisco Museum of Modern Art und zur Hälfte in der Albertina zu sehen ist, in deren Eigentum sie nach seinem Tod jeweils übergehen wird. „Paul Klee war kein Jude, aber die Nazis haben ihn bereits 1919 als ‚Paul Zion Klee‘ verunglimpft. 1933 haben sie ihn aus Deutschland rausgeschmissen und seine Bilder als entartete Kunst deklariert. Wer entscheidet, ob man ‚Jude‘ ist? Es sind immer die anderen Leute und nicht man selbst. Und das ist das Wichtige dabei.“ Als ich ihn frage, ob er als Kind in Wien antisemitische Übergriffe erlebt hat, weicht er aus: „Nur das Übliche, was jeder Jude erlebt hat. Es waren keine gewaltigen

Sachen. Ich bin in die Volksschule in der Czerningasse und ins Gymnasium in der Sperlgasse gegangen, wo vierzig Prozent der Schüler jüdisch waren. Die meisten meiner Freunde waren Juden, aber nicht alle. Bei den Pfadfindern, die sehr wichtig für mich waren, war die Hälfte jüdisch. Ich war nie in einer Minorität. Ich denke, wenn man der einzige Jude an einem Ort ist, ist die Situation anders. Ich hatte den großen Vorteil, dass ich schon Anfang Juli 1938 emigriert bin, also Monate vor der Reichskristallnacht. Die wirklich katastrophalen Angriffe sind im Herbst passiert, dann hat es mit den KZs begonnen.“ Djerassis Vater heiratete 1938 seine geschiedene Frau erneut, damit sie und das Kind einen bulgarischen Pass bekamen und aus Wien ausreisen konnten. Die beiden ließen sich anschließend gleich wieder scheiden. Seine Mutter ging nach London und ein Jahr später in die USA. Carl blieb vorerst beim Vater in Sofia, wo er die amerikanische Schule besuchte. 1939 wanderte er mit seiner Mutter in die Staaten aus.

Späte Ehrungen, die nicht versöhnen
Ich frage ihn, wieso er nach Wien zurückgekommen ist. „Ich habe Wien in den letzten 15 Jahren oft besucht, aber immer nur zu Vorträgen, Auffüh-



„Aus der Heimat
vertrieben
worden zu sein,
ist etwas anderes
als zurückzukehren.“



**„Ehrungen? Man kann sich versöhnen, aber man kann nicht vergessen,
dass man aus seiner Heimat rausgeschmissen wurde.“**

rungen etc. Diese Wohnung habe ich erst seit März. Meine Frau ist vor anderthalb Jahren gestorben, ich wollte als Witwer ein neues gesellschaftliches Leben gründen. Ich werde in Zukunft acht Monate zwischen London und Wien pendeln, im Winter unterrichte ich noch an der Stanford University in Kalifornien. Ich will sehen, was es bedeutet, in Wien zu leben. Ich kann jedoch noch nichts sagen, weil ich erst seit ein paar Monaten hier bin.“

Der weltberühmte Erfinder der Pille hat in Österreich mittlerweile zahlreiche Auszeichnungen bekommen. „Ist das für Sie auch eine Art Wiedergutmachung? So wie bei Adorno?“, frage ich. „Das wird sehr bitter klingen und teilweise ist es das auch: Man kann sich versöhnen, aber man kann nicht vergessen, dass man aus seiner Heimat rausgeschmissen wurde. Wenn mir Leute sagen, dass ich in mein Vaterland zurückkomme, korrigiere ich, dass es etwas ganz anderes ist, wenn man vertrieben wurde. Dann hat man keine Heimat mehr. Ich habe mich immer heimatlos gefühlt. Ich sage nicht, dass ich darüber traurig bin. Es ist ja auch eine Stärke, denn man ist unabhängiger. Ich habe in Mexiko, den USA, England gelebt, jetzt wohne ich in Wien. Es ist für mich eine neue Wohnung, nicht die Rückkehr in die Heimat! Die Ehrungen waren Anerkennungen der Regierung. Ich glaube, das ist ein Resultat der offiziellen Geschichtsaufarbeitung in Österreich, die hier viel später eingesetzt hat als in Deutschland. Darüber nachzudenken, was beim Anschluss wirklich passiert ist, hat offiziell erst in den späten 1980er Jahren angefangen. Vorher gab es die Fiktion, Österreich sei das erste Opfer der Nazis gewesen. In Wahrheit waren die Österreicher die größten Nazis. Woher ist Hitler gekommen? Wo waren – nach 1945 – all die Tausenden Österreicher, die ihn beim Einmarsch jubelnd begrüßt haben? Ich nehme die Ehrungen an und fühle mich dadurch nicht beleidigt. Aber

ich muss Ihnen ein Beispiel aus der akademischen Welt nennen, denn die hat sich nicht sehr geändert. Ich bin ein bekannter Chemiker, der auf der ganzen Welt Vorträge gehalten hat. Zwischen 1950 bis 1995 habe ich in jedem Land Europas wissenschaftliche Reden gehalten mit drei Ausnahmen: Albanien, Portugal und Österreich. Das ist komisch! Die Deutschen beispielsweise haben mich schon sehr oft eingeladen. Die Österreicher haben mich erst als Wiener entdeckt, als mein erster Roman ins Deutsche übersetzt wurde und mich die Literaturgesellschaft eingeladen hat. Es war also nicht die wissenschaftliche, sondern die litera-



**NU-Autorin Katja Sindemann und
Djerassi in seinem Arbeitszimmer**

rische Welt, die mich empfangen hat. Ich wurde erstmals vor ein paar Jahren von der chemischen Fakultät zu einem Vortrag eingeladen. Und das, obwohl ich seit 40, 50 Jahren ein bekannter Chemiker bin ... und jetzt eigentlich schon tot sein sollte.“ Djerassi lacht und fährt gleich wieder ernst fort: „Ich gebe Ihnen ein anderes Beispiel. Ich habe mittlerweile 20 Ehrendoktorate verliehen bekommen, die Hälfte davon in Amerika. Viele kamen aus Ländern, zu denen ich keine persönliche Verbindung habe, wie z. B. Belgien, Schweden oder die Schweiz. 2009 habe ich meinen ersten Ehrendoktor von einer deutschen Universität bekommen.

Aber keine österreichische Universität hat mir bisher einen Ehrentitel verliehen! Die Anzahl der Ehrendoktorate spielt für mich keine Rolle, aber das

Faktum, dass das in Österreich so ist, obwohl ich seit 1999 Anerkennungen von der Regierung erhalte, ist für mich ein Beispiel ...“ Djerassi führt den Satz nicht zu Ende. Ob er als Kunstliebhaber die aktuellen Debatten um Kunstrestitutionen verfolge? „Ich kenne nicht die Details der Sammlung Leopold, aber die Sache mit den sechs Klimt-Bildern wurde meiner Meinung nach furchtlich schlecht behandelt. Wenn die Österreicher sich anders benommen hätten, hätten die Erben die Bilder sicher als Leihgaben hier gelassen. Aber es wurde so bürokratisch gehandhabt, dass ein bitterer Prozess rausgekommen ist. Anstatt das Prinzip anzuerkennen, dass die Bilder gestohlen wurden und es wichtig wäre, den Diebstahl so schnell wie möglich wieder gutzumachen. Das beste Beispiel dafür ist die Paul-Klee-Zeichnung ‚Angelus Novus‘, die erst Benjamin, dann Adorno, später Scholem gehörte. Adorno, in dessen Wohnung das Bild nach Benjamins Tod hing, schrieb 1961 an dessen Sohn, dass das Bild offiziell diesem gehöre, er jedoch bitte, das Bild bis zu seinem Tod behalten zu dürfen. Stefan Benjamin hat diesem Vorschlag zugestimmt. In Österreich wurde es sehr bürokratisch gemacht und so kam es zu einem Kampf anstatt zum Kompromiss. Man kann nicht sagen, ich restituere diese oder jene Bilder, aber keinen Klimt oder Schiele.“

Am 24. November feiert Carl Djerassis neuestes Theaterstück „verrechnet!“, das er zusammen mit der Regisseurin Isabella Gregor geschrieben hat, am stadtTheater walfischgasse Premiere. Für Djerassi ist es die erste Uraufführung in deutscher Sprache.

Djerassis Romane sind auf Deutsch in den Sammelbänden „Stammesgeheimnisse“ und „Aufgedeckte Geheimnisse“ erschienen, beide Verlag Haymon.

Weitere Infos unter
www.djerassi.com

Ein Buch für den „intelligenten Laien“

Der Ökonom Kurt Rothschild und der Journalist Hans Bürger haben ein Buch über das Ende des Neoliberalismus geschrieben. NU traf die Autoren zu einem Gespräch über Arbeitstempo, Altersunterschied und ADSL.

TEXT: BARBARA TÓTH, FOTOS: JACQUELINE GODANY

„Ich bin ja doppelt so alt wie Sie“, sagt Kurt Rothschild, und lächelt seinen Co-Autor Hans Bürger schelmisch an. Rothschild, Ökonom, Doyen der österreichischen Wirtschaftswissenschaften ist überzeugter Postkeynesianer – und im Oktober 95 Jahre alt. Er überblickt das letzte Jahrhundert, spricht in ausholenden Sätzen und ist gewohnt, seine Thesen in wissenschaftlichen Worten zu formulieren. Bürger, dessen Gesicht jeder Österreicher aus der „Zeit im Bild“ kennt, muss seine Analysen ins 1-Minute-50-Sekunden-Format der Fernsehnachrichten pressen. Der 47-Jährige hat Volkswirtschaft studiert, war vor 23 Jahren sogar Rothschilds letzter Prüfling an der Johannes Kepler Universität in Linz, hatte aber vieles seines Studiums, wie er offen zugibt, nicht mehr so parat.

Wie können zwei so unterschiedliche Persönlichkeiten zusammen ein Buch schreiben? Sie können. „Wie Wirtschaft die Welt bewegt“ erscheint im Oktober im Braumüller-Verlag und liest sich wissenschaftlich fundiert und verständlich geschrieben. Es ist kein Buch rein über die Wirtschaftskrise, obwohl undurchsichtige Finanztransaktionen, Derivate und Kreditpakete ebenfalls genau erklärt werden. „Die ursprüngliche Idee war, ein Buch über die Wurzeln des Neoliberalismus zu machen, aber nicht seit den 1970er Jahren, sondern mit dem Beginn der Wirtschaftswissen-



Einst waren sie Student und Professor, jetzt haben sie ein Buch zusammen geschrieben: Hans Bürger und Kurt Rothschild

schaften, also 1776“, erzählt Bürger, der sich für dieses Projekt wieder intensiv mit Wirtschaftsthemen beschäftigte. „Wir wollten die großen ökonomischen Modelle vergleichen, mit der Schlussfolgerung, dass der Markt allein Krisen nicht bewältigen wird.“ Geworden ist es ein spannend geschriebenes Werk für alle, die noch einmal nachlesen wollen, wie das mit Adam Smith oder Friedrich August von Hayek genau war – und sich über intelligente Brückenschläge zur heutigen, kritischen Situation freuen. Dass der Neoliberalismus versagt hat, in diesem Punkt sind sich beide

einig. Rothschild ist ein überzeugter Anti-Neoliberaler, die Wirtschaftskrise gibt ihm recht. „Ich hatte das Glück, Keynesianismus an der Uni bereits von ihm gelehrt zu bekommen“, erinnert sich Bürger an seine Studienjahre beim Professor. „Das gibt es ja heute nicht mehr.“

Bürger ist der Hauptautor, der als kundiger Führer durch die letzten 250 Jahre Wirtschaftswissenschaftstheorie führt; der Professor sozusagen der wissenschaftliche Beistand. „Herr Bürger hat den Großteil des Buches geschrieben“, erklärt Rothschild. „Es

„Das Buch kann man in drei Jahren auch noch lesen.“

war ja anders geplant. Es sollte wenig Arbeit machen“, erzählt Bürger. Sie dachten, sie setzen sich nieder, reden miteinander, tippen es ab, kürzen – und damit wäre es fertig. „Als die Mitschrift dann kam, war ich schockiert. Es war nicht logisch aufgebaut, es war nicht brauchbar. Wenn man spricht, ist es eben anders, als wenn man schreibt“, ergänzt Rothschild. „Also sagten wir: Gut, wir schreiben’s komplett neu.“

Nur in der Bewertung der Krise gibt es kleine Unterschiede. Bürger: „Im Kapitel ‚Das Ende der Selbstverständlichkeit‘, das ich geschrieben habe, sieht man, dass ich pessimistischer bin. Zugegebenermaßen. Mit bestimmten Dingen, die für meine Generation völlig logisch waren, wie ein eigenes Auto, eine warme Wohnung, der Jahresurlaub, ist es vorbei. Darunter leidet der breite Mittelstand. Wenn man das als Wohlstand definiert, wird es abnehmen.“ „Natürlich empfindet man es sehr stark, wenn sich so etwas rasch ändert“, meint Rothschild, „seinerzeit hat mir der ehemalige Leiter des Statistischen Zentralamts schwärmerisch erzählt, wie wunderbar es war, abends für zwei Tage an die Adria zu fahren, wenn einmal nicht viel zu tun war. Was das Tempo betrifft, hat sich das Leben verschlechtert, gerade für die oberen Schichten. Wenn die Leute die heutigen Stau Probleme gekannt hätten, hätten sie auch so viele Autos gekauft? Da muss man achtgeben. Die heutigen Selbstverständlichkeiten werden verschwinden, damit haben Sie recht. Aber bei Ihnen wirkt das so bedrohlich.“

Wird aus der Krise politisch etwas Neues entstehen? „In einem anderen Land würde ich sagen: Klar, neue politische Bewegungen bekommen Zulauf“, antwortet Bürger, „in Österreich geht es natürlich nach rechts. Wenn es einen homo politicus geben würde, so wie es den homo oeconomicus



gibt, müsste dieser eigentlich sagen, der Neoliberalismus ist eine Idee der Konservativen, deswegen wende ich mich nach links. Und dann müsste nach der industriellen und der technologischen Revolution die ökologische Revolution kommen. Davon müssten eigentlich die Grünen profitieren. Beides ist nicht passiert, sondern das Gegenteil ist eingetreten. Die Sozialdemokraten haben verloren, die Grünen sind nicht erfolgreich – das kann ich mir nicht erklären.“ Rothschild versucht eine zu geben: „Ich glaube, die Sozialdemokratie hat zum Teil versagt. Das 20. Jahrhundert war ihres, wie es Ralf Dahrendorf gesagt hat. Sie konnte zeigen, wenn sie kommt, gibt es tatsächlich eine Änderung, soziale Reformen. Diese Eigenschaft hat sie weitgehend verloren. Zum Teil unvermeidlich, weil sie an der Macht Kompromisse eingehen musste. Es hätte zwei Auswege gegeben: eine Minderheitsregierung, wie die in Schweden etwa. Dort haben sie ihr Prestige bewahrt. Oder man geht in die Opposition. Jetzt sind sie eine anständige, brave, linksbürgerliche Partei, aber ohne festes Klientel.“

Weil das Buch keinesfalls ein bloßes Brevier zur Krise sein soll, halten sich die Autoren auch mit politischen Schlussfolgerungen zurück. Im Gespräch mit NU wird es dennoch politisch. „Natürlich übertreibt der Kanzler die Geringheit der Lasten, die auf die Leute zukommen“, urteilt Rothschild über die Aussage Werner Faymanns, dass „niemand“ für die Krise „zahlen müsse“, weil die entstandenen Budgetlöcher durch Privatisierungen und Einsparungen im öffentlichen Dienst eingebracht werden können. „Das klingt doch komisch.“

Abschließend noch eine Frage: Was haben Sie voneinander gelernt? „Manche Sachen sind schwer zu verstehen, o.k. Aber diese Sachen dann auch so zu erklären, dass andere sie verstehen – das ist noch schwerer“, sagt Rothschild. „Ich bin in einem Medium, das schnell sein muss“, ergänzt Bürger. „Ich habe den unglaublichen Überblick über alles wieder zu schätzen gelernt. Der Herr Professor gibt nie Antworten, die ja oder nein lauten. Er bringt alles in einen größeren Zusammenhang. Er hat den Tiefgang, der uns im schnellen Medium komplett fehlt. Für mich war es eine unglaubliche Befriedigung, endlich auch in die Tiefe gehen zu können. Ich hatte als Schüler oder Student wahrscheinlich das, was man heute ADSL nennt. Bei diesem Buch ist es mir gelungen, acht Stunden am Tag zu schreiben.“



Hans Bürger/Kurt W. Rothschild
WIE WIRTSCHAFT DIE WELT BEWEGT.
Die großen ökonomischen
Modelle auf dem Prüfstand

Ab Mitte September im Handel
200 Seiten, € 24,90
Braumüller Lesethek (ISBN-Nr. 3991000091)

„Juden kann man nicht unter einen Hut bringen. Außer man vergast sie.“

Sie ist eine unermüdliche Kämpferin gegen das Vergessen der Verbrechen der Nazis: Ein Gespräch mit Anita Lasker-Wallfisch, der Cellistin des Mädchenorchesters von Auschwitz.

VON AXEL REISERER, LONDON

Anita Lasker wurde 1925 in Breslau (Wrocław) in eine „typisch deutsch-jüdische Familie“ geboren. Ihr Vater war einer der angesehensten Rechtsanwälte der Stadt und „durchdrungen von deutscher Kultur: Am Sonntag haben wir die Klassiker gelesen, den Faust konnte ich auswendig.“ Ihre Mutter war leidenschaftliche Amateurmusikerin, und Anita lernte früh Cello spielen.

Auf das Aufkommen des Nationalsozialismus und Antisemitismus reagierte die Familie mit der Hoffnung, „die Deutschen werden schon wieder zur Besinnung kommen“. Spät, viel zu spät, realisierte die Familie die tödliche Gefahr. Nur der ältesten Schwester Marianne, die sich auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitete, gelang 1939 die Flucht nach Großbritannien.

Anita und ihre ältere Schwester Renate wurden 1941 zur Zwangsarbeit eingezogen. Sie verhalfen französischen Kriegsgefangenen durch gefälschte Dokumente zur Flucht. Im April 1942 wurden die Eltern deportiert und vermutlich kurz später nahe Lublin erschossen. „Ich versuche, mir den Tod meiner Eltern nicht vorzustellen“, sagt Frau Lasker-Wallfisch.

Als sie gemeinsam mit Renate nach Frankreich flüchten will, werden sie im September 1942 verhaftet. Dass

man sie schließlich wegen „Urkundenfälschung, Feindbeihilfe und Fluchtversuch“ zu 18 Monaten verurteilt, erweist sich als Glücksfall: Nach Auschwitz wird Anita Ende 1943 in einem Gefangenewagen deportiert und entgeht damit der Selektion. „Kriminelle hatten einen höheren Wert als Juden“, erinnert sie sich.

Bei der Ankunft in Auschwitz erwähnt sie, dass sie Cello spielt und wird in das Mädchenorchester des Konzentrationslagers aufgenommen. So überlebt sie die Vernichtungsmaschine. Auch mit ihrer Schwester Renate wird sie bald wiedervereint: „Es war alles Zufall. Wir wussten, dass es jeden Augenblick aus sein konnte. Es herrschte reine Willkür. Ich habe Glück gehabt.“

Das Orchester war wenige Meter von den Gaskammern entfernt untergebracht: „Auschwitz, das waren Menschen in schwarzen Umhängen, brüllende Männer, bellende Hunde und über allem der Gestank von verbrannten Leichen.“ Im Mädchenorchester, geleitet von der Mahler-Nichte Alma Rosé, musste sie unter anderem für KZ-Arzt Mengele die „Träumerei“ von Schumann spielen. Jahrzehnte später wählte ihr Enkel es für seine Aufnahmeprüfung an eine englische Schule: „Er sagte: ‚Das Stück hat meiner Großmutter das Leben gerettet.‘“

Ende 1944 wird das Mädchenorchester nach Bergen-Belsen transportiert. „Auschwitz war organisierter Mord, Bergen-Belsen war Chaos.“ Zigtausende sterben noch, bevor die Briten das KZ am 15. April 1945 befreien. Anita Lasker-Wallfisch: „Ich war 19 und fühlte mich wie 90.“ Elf Monate dauert es, bis sie und ihre Schwester nach Großbritannien ausreisen dürfen: „Das war die größte Enttäuschung, dass uns niemand wollte. Ein Belgier konnte nach Belgien, ein Franzose nach Frankreich zurückkehren. Aber wir?“

In London, wo sie bis heute lebt, wird Anita Lasker-Wallfisch Mitbegründerin des weltbekannten English Chamber Orchestra. 1952 heiratet sie den ebenfalls aus Breslau stammenden Pianisten Hans Peter Wallfisch. Auch ihr Sohn Raphael Wallfisch und die Enkelsohne Benjamin und Simon brachten es als Musiker zu Ruhm, 2008 gewann Benjamin für die Musik zum Film „Atonement“ einen Oscar.

Nachdem sie über 40 Jahre ihre Kriegserlebnisse geschwiegen hatte („Wir waren beschäftigt, mit unserem Leben zurechtzukommen, und gefragt hat uns keiner“), zeichnete Anita Lasker-Wallfisch für ihre Familie Anfang der 1990er Jahre ihre Erinnerungen in dem bewegenden Buch „Ihr sollt die Wahrheit erben“*

„Nicht meine Leidensgeschichte zählt, sondern wie wir heute zueinander stehen.“

auf. Seither hat sie in zahllosen Diskussionen als Zeitzeugin über ihr Leben berichtet und dafür sogar ihren Schwur gebrochen, nie wieder deutschen Boden zu betreten: „Wir sprechen für jene, die keine Stimme mehr haben.“ Bis heute trägt sie die Auschwitz-Nummer 69388 auf ihrem linken Unterarm: „Ich käme mir als Verräterin vor, würde ich das wegmachen lassen.“

Erleben Sie es, dass Leute sagen, wir wollen von Auschwitz nichts mehr hören?

Die junge Generation ist sehr beeindruckend, es sind die Erwachsenen, die sagen, es ist genug. Vor einiger Zeit war ich in Kärnten, Haider-Country, zur Eröffnung einer Gedenkstätte auf dem Loibl-Pass. Alles war sehr eindrucksvoll, aber man muss auch sagen: Auf der anderen Seite steht so ein Mahnmal seit 50 Jahren. Österreich hinkt sehr nach. Die Menschen, die ich treffe, sind fabelhaft, aber sie stoßen oft immer noch auf Widerstand.

Sehen Sie neue Nazis in Österreich und Deutschland?

Ja, bestimmt. Ich war im Erzgebirge in Ostdeutschland, es ist nicht unähnlich den dreißiger Jahren mit hoher Arbeitslosigkeit. Dann kommt das wieder, dass irgendwer daran schuld sein muss. Wenn es gerade nicht die Juden sind, dann eben die Türken. Aber über Österreich mache ich mir mehr Sorgen, weil man in Deutschland viel früher begonnen hat, alles zu tun, was dieses blödsinnige Wort „Wiedergutmachung“ wiedergibt. Es gibt ja nichts mehr gut zu machen, aber vielleicht kann man es jetzt besser machen.

Warum muss man heute noch über Auschwitz sprechen?

Weil das eine absolut einmalige Sache war. Es ist ein Unterschied, ob sich gebildete, intelligente und stu-



dierte Leute zusammensetzen und besprechen, wie man alle Juden ermordet. Diese kaltblütige Planung eines Massenmords, das ist noch nie da gewesen, das ist der Unterschied zwischen dem Holocaust und Ruanda, ohne dass ich etwas herabwürdigen will. Mord ist Mord, ein Toter ist zu viel. Aber es ist sehr wichtig, den Holocaust immer als einzigartig darzustellen und dass sich das intelligente Menschen ausgedacht haben.

Gibt es die Gefahr einer „Überfütterung“, wo man Ihnen sagt: „Nicht schon wieder ...“?

Ja, die gibt es und darum muss man sehr vorsichtig sein und immer die Beziehung zur Gegenwart herstellen. Nicht meine Leidensgeschichte zählt, sondern wie wir heute zueinander stehen. Die Gefahr ist, dass der Holocaust unter einen Glassturz gestellt wird, mit dem keiner mehr etwas zu tun hat. Ich war in Berchtesgaden (wo Hitlers Berghof steht, Anm.), das scheint heute ein Nazi-Wallfahrtsort zu sein. Ein junger Mann wollte eine Gedenkfahrt nach Auschwitz organisieren, da hat man ihm gesagt: „Was hat Berchtesgaden mit Auschwitz zu tun?“ Dann hat er sogar seinen Job verloren. Das ist sehr bedrückend, da muss man etwas tun.

Ist ein neuer Holocaust möglich?

Das habe ich mich oft gefragt. Es ist nicht unmöglich. (Schweigt.) Ich weiß nicht, was mit uns los ist. Tiere sind sympathischer als Menschen. Die töten, weil sie Hunger haben, aber damit ist es fertig. Aber wir Menschen? Wir müssen uns absolut ermorden und dann auch noch eine

Begründung erfinden. Warum musste man eigentlich die Juden ermorden, frage ich mich. Wir haben angeblich Jesus ans Kreuz geschlagen ... Nun, ich habe es nicht getan.

Das waren doch die Römer ...

Natürlich, aber es ist ganz angenehm zu sagen, es waren die Juden. Dabei vergisst man, dass Jesus selbst Jude war. Das ist ja der ganze Wahnsinn: Irgendwie müssen die Menschen immer einen Grund finden, andere zu hassen. Als der Krieg vorbei war, dachte ich, Antisemitismus wird es nicht mehr geben, und wenn einer Antisemit ist, dann ist es sein Problem, nicht meines. Aber langsam wird das wieder unser Problem.

Ist es die Lehre von Auschwitz, dass das Unvorstellbare möglich ist?

Das Unvorstellbare ist möglich, wenn man die niedrigsten Instinkte weckt. Das macht mir Angst. Irgendjemand muss immer schuld sein. Ich bin so ein Realist, dass ich denke, wahrscheinlich sind alle Menschen ein bisschen antisemitisch, denn Juden sind so ein Rätsel, sie sind ja auch ein Rätsel für mich: Es ist schwer zu beschreiben, was ein Jude ist. Und dann kommt der Blödsinn, dass man von dem Juden spricht. Den gibt es ja gar nicht. Wir sind so verschieden, verschiedener kann man gar nicht sein. Juden kann man nicht unter einen Hut bringen. Außer man vergast sie.

* Anita Lasker-Wallfisch, „Ihr sollt die Wahrheit erben“, 9. Auflage 2008, Rowohlt Taschenbuch Verlag



FOTO: PRIVAT

Süß und saftig soll es werden, das neue Jahr

VON HELENE MAIMANN

Rosch ha-Schana, das jüdische Neujahrsfest, steht am Anfang der „Hohen Feiertage“. Zehn Tage der Buße, aber auch der Fröhlichkeit, an deren Ende der Höchste Feiertag, Jom Kippur, an dem strenges Fasten ohne Essen und Trinken vorgeschrieben ist, steht. (Übrigens geht der im Deutschen übliche Neujahrswunsch „Guten Rutsch“ auf das Wort „Rosch“, Jahresanfang, zurück.) Wie alle jüdischen Feiertage wird Rosch ha-Schana nach dem Mondkalender bestimmt und fällt auf den ersten Neumond im Herbst. Die Familien und Freunde versammeln sich, tauchen Apfelstücke in Honig, mit dem Wunsch auf ein süßes Jahr ... und essen traditionsgemäß süß und saftig: Zimmes und Lekach zum Beispiel. Oder Karotten-Kigel, ein Auflauf aus Erdäpfelmehl, Likörwein (in Amerika nehmen sie dafür den von Manischewitz, davon wird noch die Rede sein), Zimt, Zitrone, Rosinen, braunem Zucker und Karotten, die wegen ihrer rotgoldenen Farbe für Wohlstand stehen. Heiß gegessen, fällt man für den Rest des Tages in Tiefschlaf.

Zimmes ist ein würzig-süßes Gemüse- und Obstkompott aus Karotten, getrockneten Äpfeln, Birnen, Zwetschgen und Marillen, Erdäpfeln, Orangensaft, Honig, Muskat und Zimt. Es soll ganz langsam kö-

Friedls Lekach

Meine Mutter Franziska, genannt Friedl, hat mir beigebracht, dass man zum Abmessen einfach ein Glas nimmt, das etwas weniger als einen Viertelliter fasst, sowie Ess- und Teelöffel.

1 Glas brauner Zucker; 1 Glas starken schwarzen Kaffee (oder Wasser); ein Viertelkilo Honig; 3 Eier; 1 TL Speisnatron; etwas gemahlener Ingwer; ½ TL Lebkuchengewürz; 1 TL Backpulver; 1 TL Zimt; ½ TL Piment; Mehl nach Bedarf (ein Viertelkilo wird reichen). Gehackte und halbierte Walnüsse und etwas Whisky (das ist meine Version) nach Belieben.

Den Ofen auf 180° vorheizen. Eine größere kastenförmige Kuchenform ausfetten, mit Backpapier auslegen, das Papier einfetten und mit Mehl bestäuben.

Die Hälfte vom Mehl und dann Zucker, Backpulver, Speisnatron, Ingwer, Zimt, Lebkuchengewürz und Piment in einer großen Schüssel mischen. Den Honig mit dem Kaffee in einem kleinen Topf vorsichtig erwärmen und, wenn man will, etwas Whisky oder Brandy unterrühren. Die Eier mit dem Öl in einer großen Schüssel gut verschlagen. Abwechselnd in 3–4 Portionen die warme Honigmischung und die Mehlmasse unter die geschlagenen Eier rühren, bis alles gut vermengt ist. Das restliche Mehl hinzufügen, bis eine cremige Masse entsteht, die noch flüssig ist.

Den Teig in die vorbereitete Form gießen. 1 Stunde backen. In dieser Zeit lege ich noch halbierte Walnüsse auf den Kuchen. Wenn an einem Fleischspieß, der in die Mitte gestochen wird, beim Herausziehen nur einige Brösel hängenbleiben, und die Oberfläche zurückspringt, wenn man mit dem Finger daraufdrückt, ist es so weit. Die Form auf ein Kuchengitter stellen und vollständig abkühlen lassen. Den Kuchen stürzen, umdrehen, in Folie einpacken und einen Tag ruhen lassen.

cheln, bei niedriger Temperatur, am besten einen Tag lang. (Daher bedeutet „Zimmes“ auch so viel wie kompliziert, umständlich, ärgerlich. „Red keinen Zimmes“, mach nicht so viel Aufhebens!) Süß und saftig ist auch Lekach, ein gehaltvoller Honigkuchen, außen trocken, innen weich und feucht. Meine Mama machte den Lekach in einer großen, niedrigen Kuchenform, damit sich möglichst viel der begehrten Kruste bilden konnte (im selben Blech wurde auch die „Bubbe“ gebacken, ein Erdäpfelkuchen, heiß zum Rindsbraten serviert). Jedenfalls soll es eine rechteckige Form sein, damit sich der Kuchen leicht schneiden lässt. Wenn es dann im ganzen Haus nach Lekach roch, war die Ungeduld groß, weil er nach dem Backen rasten will. Dafür bleibt er lange saftig.

„Saftig“ ist übrigens auch ein Ausdruck für junge, hübsche, dralle Frauen. Dazu gibt es die Geschichte von den fünf „saftigen“ Mädels, die alle eine Beziehung zu einem gewissen Benno Blumenfeld unterhalten. Als sich das herumspricht, geht einer den Herrn suchen und findet weit draußen in der Vorstadt einen würdigen Großpapa mit langem weißem Bart. „Sagen Sie, wie machen Sie das?“, wird er gefragt. „Nu“, sagt der Alte, „hab ich a Fahrrad.“

In orientalischen Gemeinden werden frische Datteln gegessen. Und Granatäpfel, in der Hoffnung, dass man im neuen Jahr so viele gute Taten begeht, wie sie Körner enthalten ... Auch bei den Juden beginnt das neue Jahr mit den besten Vorsätzen. Und überall stehen Teller mit Ma'amúl, einem köstlichen Gebäck aus Grießteig, gefüllt mit Nüssen, Pistazien oder Datteln. Die Herstellung ist nicht unkompliziert, also fleißig üben, die kleinen Kuchen werden jedes Mal besser!

In den USA, wo man kulinarisch zur Übertreibung neigt, hat sich ein koscherer Süßwein etabliert, der zu Neujahr die jüdischen Restaurants regelrecht überschwemmt und von unsereinen nur unter Aufbietung aller Kräfte konsumiert werden kann: Manischewitz. Egal, ob „Concord Grape“, „Cherry“ oder „Blackberry“ draufsteht – Manischewitz rinnt wie Melasse aus der Flasche und kann noch am ehesten tropfenweise auf einer ebenso klebrigen „Noodle Kigel Icecream“ genossen werden, wo sich die roten Tupfer sehr hübsch machen. Die Obsession der amerikanischen Juden für Manischewitz ist eines der Rätsel, die einem die Neue Welt immer wieder aufgibt ...

Aber egal, wo Juden Neujahr feiern: Es fließt der Honig und die Süßmäuler kommen voll auf ihre Rechnung. Da fällt mir noch folgende Geschichte ein: Treffen sich zwei Juden, wünschen einander leschana towa, ein gutes neues Jahr, und kommen ins Plaudern ... Und übrigens, sagt der eine: Wie viele Kinder haben Sie? Ich hab' keine Kinder, sagt der andere. Ach! Und was machen Sie, um sich zu ärgern?

Also! Allen Lesern von NU alles Gute und wenig Zimmes, Grund zum Ärgern im kommenden Jahr, was ein frommer Wunsch bleiben wird ... wie auch immer: Enjoy a glass of Manischewitz on the rocks!

Schwarz far di Ojgn Schwarz vor den Augen

VON ERWIN JAVOR

Wie ich schon das letzte Mal in dieser Kolumne bemerkte, Jiddisch ist eine bildliche Sprache.

Stellen Sie sich jemanden vor, der sich plagt und plagt und trotzdem wirtschaftlich erfolglos bleibt, einen, der scheinbar ständig irgendetwas falsch macht, sich selbst im Weg steht und seinen Erfolg verhindert. Wenn sich zwei des Jiddischen mächtigen Freunde über ihn unterhalten würden, bedürfte es nicht so vieler Worte, um diesen Menschen zu erklären. Die lakonische Anmerkung „er tappt nebbach a Wand“ wäre völlig ausreichend. („Er tappt mit den Händen im Finstern an einer Wand entlang, weil er keine Lichtquelle findet, die ihm den Ausweg zeigt.“). Das funktioniert natürlich nur, wenn sie dabei die Schultern zucken, und zwar auf eine ganz bestimmte Art, meistens etwas träge nur eine der Schultern hebend, die Mundwinkel verächtlich nach un-

ten richten, die Augen, wenn's geht nur das linke, seufzend geschlossen halten, die Handflächen leicht mitleidig nach oben drehen und die Daumen etwa 45 Grad strecken und zwar ebenfalls nach oben. Alles klar?

Apropos finster: Wurde ein Jude überrascht, erschrocken oder schockiert, könnte es gut sein, dass er die Auswirkungen der Geschehnisse mitteilt, indem er sagt: „Es is mir geworn schwarz far di Ojgn!“ („Ich bin vor lauter Überraschung/Schreck/Schock beinahe ohnmächtig geworden!“) Das sagt er natürlich auch nicht ohne passende Gestik, Mimik und Dramatik, womit auch jeder zufällig anwesende Taubstumme ebenfalls ausreichend informiert wäre.

Apropos noch finsterer: Kommt ein Schnorrer zum Baron Rothschild. „Helfen Sie mir! Ich habe sieben hungrige und unmündige Kinder, und zu meinem Unglück hat Gott mir auch noch mein Augenlicht genommen, ich bin blind.“ – Sagt Rothschild: „Wie kann ein gottesfürchtiger Mann so verantwortungslos sein, als Blinder sieben Kinder in die Welt zu setzen, die er nicht ernähren kann?“ – Darauf der Schnorrer: „Ech sej den wus ech tie??!“ („Na sehe ich denn was ich tue??!“)



* Mammeloschn (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.

Bilgeri. Bregenz, 14.11.

Die Seer. Kapfenberg, 19.6.

Stefanie Werger. Bruck/Mur, 26.3.

Andy Borg. Liezen, 10.5.

Rainhard Fendrich. Wien, 21.4.

Semino Rossi. Tulln, 4.7.

Alpentrio Tirol. Studenzen, 8.12.

Amigos. Salzburg, 25.4.

Hansi Hinterseer. Kitzbühel, 20.8.

Nockalm Quintett. Ybbs, 21.3.

Nik P. Krumpendorf, 1.5.

Sarah Connor. Hohenems, 21.3.

Andy Lee Lang. Wien, 2.12.

Die Paldauer. Wels, 8.5.

Helmut Lotti. Graz, 27.3.

Mickie Krause. Hinterglemm, 4.3.

Ursprung Buam. Bad Leonfelden, 7.3.

Christina Stürmer. Kitzbühel, 18.4.

Smokie. Zeltweg, 1.8.

Nazareth. Wörgl, 7.3.

Lionel Richie. Salzburg, 5.5.

Chris de Burgh. Linz, 25.5.

Hol mich hier raus, **FALTER!**



Wo noch immer Ladino gesprochen wird

Das jüdische Museum in Sarajevo würdigt die Vermittlerrolle, die die einst aus Spanien vertriebenen Juden zwischen den Konfessionen bis heute spielen.

VON MARY KREUTZER UND THOMAS SCHMIDINGER (TEXT UND FOTOS)

Inmitten der Altstadt von Sarajevo, wo nach der Aufnahme der aus Spanien vertriebenen Sepharden das neuzeitliche jüdische Viertel lag, befindet sich heute das jüdische Museum von Sarajevo. Die älteste Synagoge des Landes, die „Große Synagoge“ von 1581, beherbergt nicht nur einen der schönsten jüdischen Gebetsräume von Sarajevo, sondern auch eine interessant zusammengestellte Tour durch die jüdische Geschichte der Stadt und des Landes.

In verschiedenen bosnischen Städten existierten vermutlich bereits vor der Vertreibung der Juden aus Spanien kleinere jüdische Gemeinden. Der Großteil des bosnischen Judentums

stammte jedoch, wie viele Juden des damaligen Osmanischen Reiches, aus Spanien. Nach der Eroberung des letzten muslimischen Reiches in Granada wurden die spanischen Juden von den „katholischen Königen“ vertrieben und großteils in der islamischen Welt aufgenommen. So kam im 16. Jahrhundert auch eine neue Sprache nach Bosnien. So beherrschen Teile der jüdischen Bevölkerung Sarajevos das Ladino der spanischen Juden bis heute.

Die Ausstellung beginnt mit der Synagoge im Erdgeschoß und wird dann über zwei Galerien fortgesetzt. Inmitten der Synagoge – für besondere Anlässe auch noch als solche in Verwen-

dung – wird in einer Glasvitrine eine Kopie der berühmten Haggadah von Sarajevo präsentiert. Diese gilt als eine der ältesten Haggadahs der Welt, wurde vermutlich im 14. Jahrhundert in Spanien verfasst und von den aus Spanien vertriebenen Juden nach Sarajevo mitgebracht. Bis 1894 befand sie sich im Privatbesitz einer bürgerlich-jüdischen Familie, die sie dem Bosnischen Nationalmuseum vermachte, wo sie bis heute aufbewahrt wird. Eine besondere zusätzliche Bedeutung erhielt die Haggadah von Sarajevo jedoch durch ihre Rettung während der deutschen Besatzung Bosniens, als sie in einer Dorfmoschee versteckt worden war. Die Rettung dieses bedeutenden jüdischen

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:
 NU 36 Barcelona
 NU 35 Kopenhagen
 NU 34 London

NU 33 Hohenems
 NU 32 Buenos Aires
 NU 31 Wien
 NU 30 Basel

NU 29 Sydney
 NU 28 München
 NU 27 Berlin

Buches durch bosnische Muslime steht seither symbolisch für das gute Verhältnis von Muslimen und Juden in Bosnien.

Bosnien-Herzegowina ist heute einer der wenigen Staaten weltweit, wo Synagogen keines Polizeischutzes bedürfen. Auch vor dem jüdischen Museum sind keinerlei Sicherheitsvorkehrungen nötig. Die bosnischen Muslime sind stolz auf ihr „kleines Jerusalem“, wie Sarajevo aufgrund der gemeinsamen Existenz von Muslimen, Juden, orthodoxen und katholischen Christen oft genannt wird. Die jüdische Gemeinde schrumpfte zwar nicht nur durch die Shoah, sondern auch während des Krieges und der Belagerung Sarajevos von 1992 bis 1995, stellt aber bis heute einen integralen Bestandteil dieser Stadt dar, auf den sich die BewohnerInnen Sarajevos – unabhängig von ihrer eigenen Konfession – immer wieder positiv beziehen. Als kleinste Gruppe hatten die bosnischen Ju-

den auch keinen Anteil am Bürgerkrieg und spielen damit teilweise bis heute eine gewisse Mittlerrolle zwischen den großen Konfessionen. Jedoch repräsentieren Letztere zugleich die „staatsbildenden“ Konfessionen. Gemäß der derzeit geltenden Verfassung sind bestimmte Ämter in der Post-Dayton-Staatsarchitektur für diese reserviert. Das schließt Juden automatisch aus (siehe dazu das Interview mit dem Hohen Repräsentanten der internationalen Staatengemeinschaft für Bosnien-Herzegowina, Valentin Inzko).

Im Erdgeschoß des Museums sind neben der Synagoge und der Kopie der Haggadah eine Reihe von liturgischen Gegenständen zu sehen, darunter eine Menorah, Gebetsbücher oder Tefillin. Weiters sind Fotos von ehemaligen und gegenwärtig noch existierenden Synagogen Bosnien-Herzegowinas ausgestellt. Die meisten dieser Synagogen waren sephardische Gebetshäuser. In Sarajevo selbst lebt seit der Annexion Bosniens durch Österreich auch eine aschkenasische Minderheit, deren Synagoge heute die Hauptsynagoge der geschrumpften Gemeinde darstellt. Sephardim und Aschkenasim halten dort heute gemeinsam ihre Gottesdienste ab.

In einer Vitrine sind Fotos von der Eröffnung des ursprünglichen jüdischen Museums von 1966 ausgestellt, als auf Initiative des damaligen Leiters der jüdischen Gemeinde, Jozef Konforti, erstmals eine Ausstellung zum vierhundertsten Jahrestag der Ankunft der Sepharden in Bosnien zustande kam.

Auf der ersten Galerie geht es weiter mit einer Sammlung profaner Gegenstände, die das Alltagsleben der bosnischen Jüdinnen und Juden sichtbar machen. Die jüdischen Gemeinden werden damit nicht bloß auf religiöse

Gemeinschaften reduziert, sondern deren Mitglieder auch als Handwerker oder Mitglieder diverser Vereine, als Träger unterschiedlichster politischer und gesellschaftlicher Aktivitäten dargestellt. Ein Apothekergeschäft mit einer Sammlung von Kräutern wird nachgestellt. Kleidung und andere Alltagsgegenstände geben einen Einblick über das Leben von Jüdinnen und Juden im Sarajevo des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Schließlich werden auch einige künstlerische Arbeiten gezeigt, wobei die Linolschnitte von Daniel Ozmo sicher zu den beeindruckendsten zählen. Ozmo, der im ländlichen Olovo in eine arme Familie hineingeboren wurde und in Sarajevo aufwuchs, studierte in Belgrad Malerei und wurde schließlich eines der wichtigsten Mitglieder der Jüdischen Arbeitergesellschaft „Matatja“ und der Gesellschaft Progressiver Künstler „Collegium Artisticum“. Die Arbeiten des 1942 im Konzentrationslager Jasenovac ermordeten Künstlers stellen

Die 1581 erbaute älteste Synagoge Sarajevos beherbergt auch das jüdische Museum der Stadt



Alltagsgegenstände geben einen Eindruck vom Leben der jüdischen Gemeinden Bosniens im 19. Jh.



In diesem Erinnerungsbuch sind die Namen von 12.000 Jüdinnen und Juden verzeichnet, die während des Zweiten Weltkriegs Opfer der Nazis und Ustascha wurden



den Menschen als Teil des kapitalistischen Produktionsprozesses dar, nehmen aber auch immer wieder lokale und regionale Bezüge der ländlichen Bevölkerung und ihrer schwierigen Arbeits- und Lebensverhältnisse auf.

In der zweiten Galerie werden schließlich die faschistische Herrschaft der Ustascha und der deutschen Besatzung Bosniens thematisiert. In einem großen Gedenkbuch werden die Namen von 12.000 Opfern von Deutschen und Ustascha festgehalten, die den Zweiten Weltkrieg in Bosnien nicht überlebten. Die Häftlingsuniform von Mira Papo,

einer Gefangenen von Ravensbrück, sowie Armbänder und Abzeichen, die die Jüdinnen und Juden zu tragen gezwungen wurden, werden ebenso ausgestellt wie Fotos von Deportierten, Toten und Überlebenden. Jüdinnen und Juden werden jedoch nicht nur als wehrlose Opfer gezeigt. Die Ausstellung legt viel Wert auf den Beitrag, den jüdische WiderstandskämpferInnen – mit und ohne Waffe in der Hand – für das neue sozialistische Jugoslawien und gegen die Herrschaft der Ustascha und die deutsche Besatzung leisteten. Rund 800 Jüdinnen und Juden aus Bosnien-Herzegowina nahmen aktiv am Nationalen Befrei-

ungskrieg in den Reihen der Partisanenarmee unter Josip Broz Tito teil. 246 von ihnen ließen in diesem Befreiungskrieg ihr Leben. Ihnen wird zum Abschluss dieser Ausstellung ein würdiges Denkmal gesetzt.

JÜDISCHES MUSEUM Jewish Museum of Bosnia-Herzegovina

Adresse:
Velika Avlija
Tel.: 011/387/33-535-688
Öffnungszeiten: täglich außer
Samstag 10 bis 17 Uhr

„Das ist nicht haltbar“

Der EU-Sonderbeauftragte für Bosnien, Valentin Inzko, erzählt vom jüdischen Leben in Sarajevo und erklärt, warum die Juden neben Bosniern, Serben und Kroaten bald als vierte Nation anerkannt werden sollten.

INTERVIEW: MARGARETHA KOPEINIG

NU: Wie ist das jüdische Leben in einer Stadt, in der 85 Prozent der Bewohner Muslime sind?

Valentin Inzko: Das Leben der jüdischen Gemeinde ist – gemessen an den erwähnten Prozentsätzen – erstaunlich vielfältig und reichhaltig. Die Gemeinde ist zahlenmäßig wirklich klein geworden, aber der Stadt gibt diese Zahl noch immer eine ganz bestimmte Prägung. Erst kürzlich, als mein Kollege Andreas Wiedenhoff heiratete und ich ihm ein Hochzeits-

geschenk mitbrachte, ein Werk eines Kupferschmieds der 10. Generation, des Hadschija Jabucar, waren auf dem prächtigen Kupferwerk Symbole der vier Religionsgemeinschaften Sarajevos abgebildet: eine Moschee, eine orthodoxe Kirche, die katholische Kathedrale und die jüdische Synagoge. Der Kupferschmied ist Moslem, ein Pilger (Hadschia), der aber sehr stolz auf die Anwesenheit der jüdischen Gemeinde in Sarajevo ist.



„Ohne jüdische Gemeinde wäre Sarajevo nicht das Sarajevo, das wir heute kennen.“

Wie ist der Alltag? Nimmt man Notiz vom Leben der jüdischen Community?

Vor dem Sabbat versammelt sich die ganze Gemeinde regelmäßig. Aschkenasim und die viel älteren Sephardim, kürzlich feierten sie ihr Pessach-Fest, sie verfügen über eine lebhaft verlegerische Tätigkeit und sind in der Stadt sehr stark präsent. Erfreulicherweise irgendwie überproportional. So war es auch während des Krieges, als die jüdische Wohltätigkeitsorganisation „La Benevolencia“, die noch in der Monarchie gegründet wurde, mit Medikamenten Moslems, Kroaten und Serben half, unabhängig von der Glaubenszugehörigkeit. Als Vermittler und als nicht Krieg führender Bevölkerungsteil durfte die jüdische Gemeinde nämlich Arzneien und Medikamente relativ ungehindert in die belagerte Stadt einführen.

In Belgrad und Zagreb hat die jüdische Gemeinde Polizeischutz, in Sarajevo nicht. Ist Sarajevo so sicher?

Die Bevölkerung von Sarajevo kann sich ein Leben ohne die jüdische Gemeinde gar nicht vorstellen. Die Juden sind ein fester Bestandteil ihrer Stadt, ihrer Identität, ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Die Gemeinde ist willkommen und so erübrigt sich die Frage nach einem Polizeischutz. Die mehrheitlich moslemische Bevölkerung schützt die jüdische Gemeinde mit ihrer positiven Einstellung.

Welchen Stellenwert hat die jüdische Gemeinde heute?

Auf der ganzen Welt gibt es nur vier Exemplare des berühmten jüdischen Gebetsbuches „Haggadah“. In Washington in der Library of Congress, in Jerusalem, in Barcelona und in Sarajevo. Schon während des Zweiten Weltkriegs wollte sich ein deutscher Offizier dieser Rarität bemächtigen, aber ein kroatischer Direktor und ein Moslem haben das Buch gerettet. Während des Bosnienkriegs, in den Jahren 1992 bis 1995, galt auch die

Überzeugung, dass Bosnien so lange bestehen, existieren werde, so lange es die „Haggadah“ in Sarajevo geben werde. Deshalb wurde sie von den Moslems (!) in einem Safe verwahrt, unterirdisch, in einer Bank und nur ganz ganz wenige hatten Zutritt zu diesem heiligen Buch. Daraus ist der Stellenwert der „Haggadah“ aber auch der jüdischen Gemeinde für Sarajevo ersichtlich. Ohne jüdische Gemeinde wäre Sarajevo nicht mehr das Sarajevo, das wir heute kennen und schätzen.

Es gibt Klagen von Juden, wonach sie mit dem Friedensabkommen von Dayton nicht einverstanden sind, weil es nur die sogenannten konstitutiven Nationen – Bosniaken, Serben und Kroaten – als staatstragende Nationen anerkennt. Ist das ein Verstoß gegen internationales Recht?

Das ist nicht haltbar, das ist ein deutlicher Verfassungsbruch, das kann in Hinkunft nicht mehr toleriert werden.

Beim Europäischen Gerichtshof in Straßburg hat ein Sarajevo-Jude deswegen eine Klage eingereicht. Die jüdische Gemeinde macht sich damit zum Motor einer Verfassungsdebatte, die politisch hoch brisant ist.

Ich bin der jüdischen Gemeinde, ich bin dem Vorsteher der Gemeinde, Botschafter Jakob Finci, sehr dankbar für diese Initiative, die ja auch anderen Minderheiten helfen wird, gleichgestellt zu werden. Aber auch Personen aus sogenannten gemischten Ehen. Ein Sohn eines Bosniaken und einer Kroatin oder Serbin kann ebenfalls für gewisse Ämter nicht kandidieren, falls er sich nicht für ein konstitutives Volk entscheidet. Also müsste er sich gegen den Vater oder gegen die Mutter entscheiden. Viele, sehr viele wollen das nicht und deklarieren sich als „Bosnier“ (nicht als Bosniaken) und können somit für gewisse Ämter nicht kandidieren. Wieder ein-

mal spielt also die kleine jüdische Gemeinde eine Vorreiterrolle, von der viele profitieren werden, denn Finci wird beim Europäischen Gerichtshof sicherlich gewinnen. Das ist ein schönes Beispiel, wie die aktive jüdische Gemeinde ihre Rolle sieht und versteht.

VALENTIN INZKO

Der österreichische Spitzendiplomat Valentin Inzko (59) lebt und arbeitet in Sarajevo. Er ist seit März 2009 der Hohe Repräsentant der internationalen Staatengemeinschaft für Bosnien-Herzegowina. Über diese Funktion hat der UN-Sicherheitsrat entschieden.

Für Österreich ist das ein Top-Job und eine Aufwertung als Player am Balkan. Inzko hat sich für diese Funktion gegenüber Bewerbern aus mächtigen EU-Staaten, wie Großbritannien, durchgesetzt. International anerkannt ist er wegen seiner historischen und politischen Kenntnisse der Region, wegen seiner Sensibilität für Konflikte in diesem Teil Europas und wegen seiner sprachlichen Kompetenz: Er beherrscht nicht nur sämtliche slawische Sprachen, sondern auch Dialekte. So kann er sich mit jeder, mit jedem in jedem Dorf des Balkans unterhalten.

Sarajevo ist für Inzko so etwas wie eine Heimkehr. Er war nach dem Ende des Krieges von 1996 bis 1999 der erste österreichische Botschafter in Sarajevo.

Valentin Inzko ist Kärntner Slowene – zu dieser Herkunft steht er auch. So hat er im Wahlkampf 2006 als österreichischer Botschafter in Slowenien auf den Slogan „Kärnten wird einsprachig“ des damaligen Landeshauptmannes Jörg Haider (BZÖ) reagiert. In einem offenen Brief in der Kleinen Zeitung hat er sich gegen die Aussage verwahrt und Haider das Du-Wort entzogen. „Herr Landeshauptmann, Sie haben einen Tabubruch begangen und eine unsichtbare Grenze überschritten. Selbst die größten Gegner der Volksgruppe haben in letzter Zeit diese Grenze respektiert, denn auch diesen war immer bewusst, dass Kärnten seit jeher die Heimat zweier Sprachen und Kulturen war“, schrieb Inzko. Der vielsprachige Diplomat nimmt sich kein Blatt vor den Mund: „Es gibt Tage, an denen ich mich als begeisterter Österreicher schäme, als Kärntner Slowene erniedrigt fühle und als Jurist fassungslos bin“, gestand er wenigen Jahren in einem Interview.

Inzko ist mit der international bekannten Mezzosopranistin Bernarda Fink verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder.

Warten bis Israel den Job erledigt

Das iranische Atomprogramm sorgt in Israel und in den jüdischen Gemeinden in aller Welt für Beunruhigung und Sorge. Simone Dinah Hartmann, Mitbegründerin von „Stop the Bomb“, hat sich dem Einsatz gegen eine iranische Atombombe verschrieben.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE DANIELLE SPERA, FOTOS: PETER RIGAUD



NU: Sie stammen aus einer jüdischen Familie, ist das politische Interesse durch die Eltern entstanden?

Hartmann: Meine Eltern haben zwar beruflich mit Textilhandel zu tun gehabt, Politik hat aber dennoch in unserer Familie eine große Rolle gespielt. Es war klar, wir leben zwar in Österreich, werden aber als Juden hier nur geduldet. Mein Großvater, Siegfried Diamant, war Direktor der zionistischen Föderation. Der Nationalsozialismus war bei uns immer ein großes Diskussionsthema, auch in unserer Familie sind Verwandte in der Shoah umgekommen.

Sie haben eine österreichische Schule besucht?

Ja, eine öffentliche Schule in der Zirkusgasse. Wir hatten die finanziellen Möglichkeiten zum Besuch einer Privatschule nicht. Und da habe ich hautnah mitbekommen, was Antisemitismus heißt. Meine Mitschüler hatten großen Spaß daran, in meiner Gegenwart Auschwitz-Witze zu erzählen. 1988 gab es große Diskussionen, als man eine Gedenktafel für die ermordeten jüdischen Schüler anbringen wollte. All diese Dinge haben mich bestärkt, politisch aktiv zu werden.

Woher ist das Interesse für den Iran gekommen?

Ich habe mich schon in meiner Studentenzeit politisch engagiert, ich war in der Studierendenvertretung auf der Informatik tätig und Mandatarin der GRAS in der Bundes-ÖH. Dort war ich an antifaschistischen Aktivitäten beteiligt. Und dann war ja schon bald klar, dass eine mögliche iranische Bombe die größte Gefahr für Israel darstellen würde. Da wollte ich aktiv werden.

Wie ist die Idee entstanden, STOP THE BOMB zu gründen?

Die Initialzündung ist durch die Bekanntgabe des OMV-Deals mit dem Iran gekommen. Damit war klar, dass man auch in Österreich etwas tun muss, um die iranische Bombe zu verhindern. 2007 haben wir eine Konferenz zum Thema „Keine Geschäfte mit den iranischen Mullahs“ organisiert und realisiert, dass viele Leute etwas tun wollen. Bei STOP THE BOMB sind die unterschiedlichsten Leute dabei. Der engste Kern sind 25 Aktivist:innen. Was uns alle vereint, ist die Sorge, dass der Iran die Bombe bekommt.

Kommt da nicht Resignation hoch, denn es scheint ja ein aussichtsloser Kampf, die Zeit läuft davon.

Es ist ein gehöriges Maß an Frustration dabei. Wir erleben aber auch immer wieder Erfolge. Die OMV hat noch immer nicht mit dem Iran abgeschlossen und das ist schon auch auf unsere Arbeit zurückzuführen.

Aber selbst wenn österreichische Firmen nicht mehr mit dem Iran handeln, es gibt so viele andere Länder, vor allem große und wichtige Länder, wie Russland oder China.

Weder Russland noch China haben das technologische Know-how, um den Energiesektor im Iran effizient aufzubauen. Das heißt die Iraner brauchen Technologie aus dem Westen. Das ist nur eine billige Ausrede,



„Unserer Einschätzung nach hat der scheidende Chef der Atombehörde, Mohammed el-Baradei, ein gewisses politisches Interesse vertreten.“



mit der österreichische Firmen argumentieren. Es geht darum, ob die Firmen diese Geschäfte mit ihrem Image vereinbaren können oder nicht.

Wie weit der Iran von der Bombe tatsächlich entfernt ist, darüber gibt es unterschiedliche Meinungen.

Es gibt verschiedenste Spekulationen, die von einem Jahr bis 2015 reichen. Angesichts dessen, was sich jetzt im Iran abspielt, muss man davon ausgehen, dass das Atomprogramm beschleunigt wird. Die Kräfte, die einen aggressiven Kurs nach außen fahren, haben derzeit die Oberhand. Sie halten sich auch nicht zurück, was die eigene Bevölkerung anlangt.

Welche Rolle spielt – Ihrer Meinung nach – die IAEA?

Unserer Einschätzung nach hat der scheidende Chef der Atombehörde, Mohammed el-Baradei, ein gewisses politisches Interesse vertreten. Wir sehen seine Rolle durchaus kritisch. Seine Aussagen haben sich oft nicht mit den Untersuchungsergebnissen der Atombehörde gedeckt.

Die Sanktionen scheinen bisher wirkungslos. Welche Möglichkeiten gibt es, den Iran beim Bau der Bombe zu stoppen?

Die Sanktionen sind bisher nicht in dem Umfang durchgeführt worden, wie es notwendig wäre. Vor allem müssten sie gezielter eingesetzt werden, besonders was die Infrastruktur für den Energiesektor betrifft, oder beim Benzinimport. 40 Prozent der iranischen Importe kommen aus Europa, da gebe es konkrete Möglichkeiten, Druck auf das Regime auszuüben und ihm den wirtschaftlichen Boden zu entziehen.

Es gibt aber auch das Argument, dass die Sanktionen die Bevölkerung treffen.

Ausschließen lässt sich das leider nie, aber es geht zum einen darum zu versuchen, gezielt das Regime zu treffen; zum anderen richtet sich auch heute angesichts bestehender Sanktionen der Unmut vieler Menschen im Iran gegen die eigene Führung, nicht gegen den Westen. Ein Großteil der Wirtschaft im Iran wird von den Revolutionsgarden kontrolliert, sie betreiben selber Firmen und sind ein wesentlicher Faktor der Wirtschaft. Gerade ihnen müsste man diese Grundlage entziehen. Da ist leider viel zu wenig passiert. Österreichische Firmen handeln nach wie vor mit diesen Firmen. Das müsste abgestellt werden. Außerdem muss es auch politische Sanktionen geben. Ahmadinejad reist ja immer wieder zur UNO nach New York, warum bekommt er kein Einreiseverbot? Weiters könnte man Botschafter ausweisen. Warum passiert das nicht?

Nach all den Menschenrechtsverletzungen oder den Drohungen gegen Israel, der Verfolgung von Homosexuellen, Unterdrückung der Minderheiten. Warum werden diese Schritte nicht gesetzt? Da kommt dann immer die Begründung, man wolle sich nicht einmischen.

Und welche Rolle spielen da die Medien?

Es fehlt sicher auch der Druck der Medien. Leider verharmlosen die meisten österreichischen Zeitungen die Vorgänge im Iran. Man fragt sich, was noch alles passieren muss, damit endlich von Seiten der Politik gehandelt wird.

STOP THE BOMB unterstützt die Opposition im Iran. Wer sagt, dass sie nicht das Atomprogramm weiterführt, wenn sie an der Macht ist? Mussawi z. B. hat es ja überhaupt initiiert.

Wir zählen Mussawi nicht zur Opposition, er ist Teil des Regimes, das gerade kaltgestellt worden ist. Er stellt weder das Atomprogramm in Frage noch die Politik gegenüber Israel. Von ihm kann man in diesen Fragen nichts erwarten. Wir haben es im Iran mit zwei Phänomenen zu tun: Auf der einen Seite gibt es den Machtkampf zwischen den verschiedenen Flügeln des Regimes und auf der anderen Seite gibt es die Menschen, die auf die Straße gehen, die Freiheit wollen, die auch die Abschaffung der islamischen Republik wollen. Mussawi hat da nur als Vehikel gedient.

Man hört sehr oft das Argument, auch Israel habe die Bombe, daher sei es nur opportun, wenn der Iran sie auch hat.

Israel ist ein demokratischer Staat und droht keinem anderen Land mit der Vernichtung. Also hier muss man schon blind sein oder vollkommen naiv, wenn man diesen Unterschied nicht feststellen kann. Der Iran wird

die Bombe dazu nutzen, seinen Einflussbereich im gesamten Nahen Osten auszubauen.

Immer wieder gibt es Spekulationen über einen eventuellen israelischen Militärschlag gegen den Iran.

Ich hoffe, dass sich ein Militärschlag verhindern lässt. Daher ist der Einsatz von nichtmilitärischen Mitteln umso notwendiger, um so ein Szenario gar nicht hochkommen zu lassen. Ein israelischer Militärschlag hätte für Israel gravierende Folgen. Der Iran, die

ment“, d. h. wir sind gut Freund mit unserem Feind, durchzukommen. Dabei schaut man – vielleicht sogar gern – darüber hinweg, was die Bedrohung für Israel bedeutet, da es in Europa wenig Sympathie für Israel gibt.

Was passiert, wenn der Iran die Bombe hat?

Darüber möchte ich am liebsten gar nicht nachdenken, weil ich hoffe, dass das nicht passieren wird. Es hätte gravierende und fürchterliche Auswirkungen auch auf Europa und die



Simone Dinah Hartmann im Gespräch mit NU-Redakteurin Danielle Spera

Hamas und die Hisbollah würden da nicht zuschauen, Israel wäre möglicherweise in einen Drei-Fronten-Krieg verwickelt. Israel soll keinesfalls in die Position gebracht werden, dass es keine andere Möglichkeit mehr gibt, außer einem Militärschlag. Die Welt muss endlich handeln und nicht das kleine Land Israel in dieser Situation alleine lassen.

Man hat den Eindruck, dass Europa die Drohungen nicht ernst nimmt.

Vielleicht hofft man hier darauf, dass Israel „den Job erledigt ...“ Man versucht mit einer Politik des „Appease-

USA – vor allem aber auf Israel. Ein nuklearer Iran würde auch eine Aufwertung für Hamas und Hisbollah bedeuten, die ja vom Iran finanziert werden. Wird Israel so überhaupt überleben können? Damit wäre auch der Nahost-Friedensprozess für immer gestorben, kein Regime hätte mehr die Chance mit Israel Frieden zu schließen. Man muss damit rechnen, dass ein nukleares Wettrüsten in der Region beginnen wird, und was das bei den dortigen Diktaturen bedeutet, möchte ich mir nicht einmal ausmalen. Die Welt würde jedenfalls anders ausschauen.

Israels Wirtschaft erfindet sich neu

Orangenexport? Das war gestern. Heute versucht Israel, zum Ursprungsland von „Clean Technology“ zu werden. Das Zentrum dieser neuen Industrie liegt in Tel Aviv.

VON ROSA LYON

Etwa sechs Prozent der israelischen Bevölkerung arbeiten im High-Tech-Bereich. Diese sechs Prozent produzieren etwa 60 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, also mehr als die Hälfte aller Güter und Dienstleistungen des Landes. Das Zentrum der High-Tech-Szene ist, wie könnte es anders sein, Tel Aviv.

Tel Aviv ist das New York des mittleren Ostens. Und mit über 3.000 Start-up-Unternehmen gleichzeitig das zweite Silicon Valley. Auch in Bezug auf Unternehmen, die an der Technologiebörse NASDAQ gelistet sind, rangiert Israel an zweiter Stelle, gleich

nach den USA. Dieser Erfolg hat auch damit zu tun, dass sich Israel seit 60 Jahren im Krieg befindet, erklärt Shay Yusfan, der für die Österreichische Wirtschaftskammer in Tel Aviv tätig ist. Schon in jungen Jahren tragen die Rekruten sehr viel Verantwortung für die Sicherheit des Landes. Sobald sie die drei Jahre in der Armee hinter sich haben, sind die meisten fähig, eine eigene Firma zu gründen.

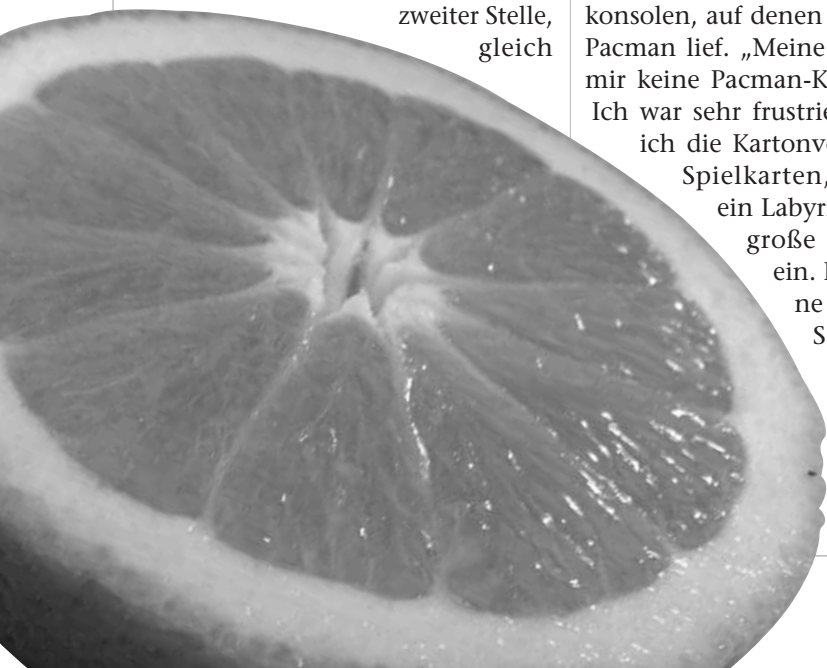
Einer dieser IT-Jungunternehmer ist Rafael Mizrahi. Als er zehn Jahre alt war, hatten alle anderen Schulkollegen kleine elektronische Spielkonsolen, auf denen meist das Spiel Pacman lief. „Meine Eltern wollten mir keine Pacman-Konsole kaufen. Ich war sehr frustriert. Also nahm ich die Kartonverpackung von Spielkarten, baute darin ein Labyrinth und setzte große Ameisen hinein. Die Magnetspäne auf der oberen Seite konnten durch Magneten auf der unteren bewegt werden. Ich habe also

ein physisches Pacman-Spiel erfunden. Und die Kinder in der Schule wollten lieber mit meinem Pacman spielen als mit ihrem eigenen“, erinnert sich Rafael Mizrahi.

Finanziert wird Rafi Mizrahis Start-up-Unternehmen Fen Gui, das eine Software zur neurobiologischen Simulation der Augen entwickelt, von Yossi Vardi, dem umtriebigsten Business Angel Israels. Yossi Vardi, der als Mister ICQ in die Geschichte einging, verkaufte 1998 das von ihm finanzierte Unternehmen Mirabilis mitsamt dem Chat-Programm ICQ um sage und schreibe 400 Millionen Dollar an den weltgrößten Online-dienst AOL.

„Der ICQ-Deal hat dieses Land wachgerüttelt. Er wurde zu einem mythologischen Ereignis. Man nannte ihn auch das Mirabilis-Phänomen. Dieser Deal hat Tausende junge Menschen inspiriert. Und ich bin“, scherzt Yossi Vardi, „seither größer, blonder, dünner, blauäugiger – und alles, was ich sage, seit wir die Firma verkauft haben, ist weise.“

Yossi Vardi tritt unheimlich lässig auf. Mit seinen 67 Jahren schlurft



Yossi Vardi ist einer der wichtigsten Mentoren der neuen Businessszene Israels

er in offenem Hemd und mit zerzaustem Haar durch die Hallen des IBM-Gebäudes, wo gerade eine Konferenz von High-Tech-Spezialisten stattfindet. Yossi Vardi war Berater der Weltbank und der UNO sowie der israelischen Regierung. Er führte wirtschaftliche Verhandlungen mit Jordanien und Ägypten und er gehörte zu den führenden Kräften bei der Ausarbeitung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen der EU und Israel. Dieser Mann ist nicht nur ein Förderer all jener jungen Kreativen, in die er investiert, er ist ein ökonomisch und sozial denkender Mensch, der sich politisch engagiert und sich deutlich mehr Gedanken macht, als er müsste.

Dass die High-Tech-Branche als Lokomotive der Wirtschaft fungiert, erklärt Yossi Vardi, hat negative soziale Nebeneffekte. In der gesamten High-Tech-Industrie arbeiten etwa sechs Prozent der Bevölkerung. Die Vorteile kommen also nur wenigen Menschen zugute. „Die Diskrepanz zwischen jenen, die viel haben und jenen, die wenig oder nichts haben, ist zu groß“, bemängelt der Förderer junger High-Tech-Talente. „Es geht nicht darum, wie viel man absolut hat, sondern darum, wie viel man in Relation zu seiner Umgebung hat.“

Es gibt einige Gründe, warum die High-Tech-Industrie speziell in Tel Aviv so stark ist. Dov Moran, er ist der Erfinder des USB Sticks, nennt zuallererst das Fehlen von Bodenschätzen: „Daher ist der Intellekt die größte Ressource, aus der geschöpft wird. Im Holocaust haben Juden überlebt, weil sie Ideen hatten. Die Menschen, die jetzt High-Tech-Produkte entwickeln, sind die Kinder, Enkelkinder oder Urenkelkinder jener Menschen, die durch Ideenreichtum am Leben geblieben sind.“ Dov Moran hat kürzlich ein Unternehmen namens MODU gegründet und soeben das kleinste Telefon der



Welt auf den Markt gebracht. In Österreich wird erst die zweite Generation zu erwerben sein.

Obwohl Israel Agrarprodukte exportiert, was an ein Wunder grenzt, ist geistiges Eigentum im High-Tech-Bereich Israels größtes Exportgut. Das liegt auch daran, dass auf Bildung viel Wert gelegt wird. Außerdem hat der Staat einige Programme zur Finanzierung von High-Tech-Unternehmen entwickelt. Ja, den Anstoß zur Entwicklung eines Venture Capital Systems gab in Israel der Staat. Die mittlerweile nicht mehr staatliche Venture Capital Summe ist heute so groß, dass Israel, konkret Tel Aviv, an vierter Stelle weltweit rangiert.

Ein momentan heiß diskutiertes Zukunftsprojekt ist das bereits in NU vorgestellte Projekt Better Place (NU 35). 2010, so die Vision, soll Israel flächendeckend mit Elektrotankstellen versorgt sein. Better Place hat allerdings noch einige Hürden zu nehmen. Etwa müssten Elektroau-

tos erst so erschwinglich wie Benzinautos werden, erklärt Tal Agassi, Direktor der internationalen Entwicklungsabteilung: „Bei jedem gewagten Plan gibt es drei Phasen. In der ersten Phase sagen die Menschen, dass es eine verrückte Idee ist. In der zweiten Phase erklären sie dir, warum es nicht funktionieren wird. Und in der dritten Phase sagen sie, dass sie ja schon immer gewusst haben, dass es funktioniert. Wir befinden uns in der zweiten Phase. Man erklärt uns, warum Elektroautos nicht funktionieren können“, so Tal Agassi.

Israel hat sich schon einige Male selbst neu erfunden. Als Exporteur der Jaffa-Orangen hat sich Israel einen Namen gemacht. Dann war die Militärindustrie besonders erfolgreich, nun ist es die High-Tech-Industrie. Und in Zukunft, so die Hoffnung, soll Israel führend im Bereich Clean Technology sein. Wenn es so weit ist, wird der Rest der Welt behaupten, immer schon gewusst zu haben, dass es funktionieren wird.

#13
ERSCHEINT
IM FRÜHLING 09

XING

EIN KULTURMAGAZIN

NEUE ADRESSE
ABO :: XING.CURBS.AT

Suchbild auf Jiddisch ...

Diesmal ein Klassenfoto aus der Linzer Realschule mit den Kindern
Ludwig-Wittgenstein und Adolf Hitler (mit 6 Fehlern).

VON MICHAELA SPIEGEL



FOTO: PETER RICAUD



Chaser*-Grippe Armes Schwein

VON ERWIN JAVOR

Moslems und Juden sind oft nicht die besten Freunde. Aber jetzt besteht eine Chance auf Eintracht wie selten zuvor, weil jetzt haben sie einen gemeinsamen Feind: das Schwein. Es gilt die Schweinegrippe zu bekämpfen. Das auslösende Virus ist eine Kombination aus Schweineviren, einem Geflügelvirus und einem Menschenvirus, aber nur das Schwein kam zum Handkuss und wurde Namensgeber des aktuellen Influenzavirus. Weil die Bezeichnung eigentlich irreführend ist, wurde schon ein Umstieg auf die Bezeichnung „nordamerikanische“ Grippe versucht (von der Weltorganisation für Tiergesundheit); oder „südamerikanische Grippe“ (von Präsident Obama); oder „neue Grippe“ (von der Weltgesundheitsorganisation, der EU und den Schweizer Schweinezüchtern); oder „mexikanische Grippe“ (vom israelischen Gesundheitsministerium – was den diplomatischen Beziehungen Israels mit Mexiko nicht gut tat). Es hat aber alles nichts geholfen, die aktuelle Influenzabedrohung heißt immer noch nach dem Schwein. Das hat dessen Feinde auf den Plan gerufen:

Eine kleine Gruppe Ultra-Orthodoxer in Israel ging in die Luft. Sie charterten ein Passagierflugzeug und flogen rund eine halbe Stunde lang über Israel, um durch die dadurch vermutete größere Nähe zu Gott mit kabbalistischen Ritualen

weitere Opfer durch die Schweinegrippe zu verhindern. Eine breitere schweinische Diskussion löste ein religiöser Brauch aus: Juden bringen bekanntlich an ihren Haustüren eine Mesusa an, eine kleine Kapsel mit einer kleinen heiligen Schriftrolle, die beim Betreten des Hauses respektvoll mit der Hand, die mit einem angedeuteten Kuss zum Mund geführt wurde, berührt wird. In Israel geschieht das nicht nur an den Türen von jüdischen Privathaushalten, sondern auch an den Eingängen von Einkaufszentren, Supermärkten, Krankenhäusern, Ämtern, Rechtsanwaltskanzleien und so weiter. Der Brauch Mesusoth zu küssen hat anlässlich der Schweinegrippe eine religiöse Debatte in Israel entfacht, weil, wie ein israelischer Krankenhausarzt feststellte, Mesusoth regelrechte Virenschleudern wären, auf denen man Koli-, Klebsiella- und Staphylokokken-Bakterien gefunden hätte. Somit wäre auf dem Weg womöglich ja auch das Schweinevirus übertragbar. An und für sich ist diese Diskussion aber ohnehin überflüssig, weil wie der Oberrabbiner von Wien, Paul Chaim Eisenberg, feststellte, nirgends stünde, dass man Mesusoth überhaupt küssen müsste. Lediglich am Türpfosten anbringen sollte man sie.

Zur Abwechslung nicht mit den Juden, sondern dem gemeinsamen Feind, dem Schwein, beschäftigt, vertritt die Muslimbruderschaft die

Ansicht, dass die Schweinegrippe schlimmer sei als die Wasserstoffbombe. Jordanien schloss Schweinefarmen und machte Hunderten Schweinen den Garaus und plant jetzt die nichtgeschlachteten Tiere in Gegenden fern der Bevölkerung umzusiedeln. Ägypten hat unter Verweis auf die zu vermeidende vermeintliche Ansteckungsgefahr die Notschlachtung von Hunderttausenden Schweinen bereits beschlossen. Nachdem viele Moslems sich aber eigentlich keine Sorgen machen, sondern glauben gegen die Schweinegrippe immun zu sein, weil sie ja, ebenso wie die Juden, kein Schweinefleisch essen dürfen, kamen die christlichen Kopten in Ägypten, für die die Schweinezucht oft den Lebensunterhalt darstellt, in Generalverdacht. In einem Vorort von Kairo kam es sogar zu einer Straßenschlacht zwischen Schweinezüchtern und der Polizei.

Vertreter des Gesundheitswesens aus Israel, der palästinensischen Autonomiebehörde und Jordanien trafen sich schließlich auf der historischen Allenby-Brücke, um eine gemeinsame Strategie gegen die Schweineerei zu erarbeiten. Ägypten schmolle und erschien nicht, aber davon abgesehen, vereinten sich, Schwein sei Dank, Juden und Moslems im gemeinsamen Geist des Unsinnns.

* Chaser: Jiddisch Schwein



FOTO: PETER RICAUD

Gedanken zum Film „Inglourious Basterds“

VON MARTIN ENGELBERG

Die jüdischen Gemeinden Europas und der USA, insbesondere aber deren offizielle Führung, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten fast ausschließlich der Beschäftigung mit zwei Themen verschrieben: der Unterstützung Israels und dem Mahnen und Hochhalten der Erinnerung an die Shoah.

Vielfach wurde diese Reduzierung des jüdischen Lebens bereits kritisiert. Sosehr natürlich Israel und auch „Zachor“ – das Gedenken daran, was dem jüdischen Volk angetan wurde – immer von großer Bedeutung im Judentum waren, führt dies zunehmend zu einer Verarmung, einer Inhaltsleere der jüdischen Identität.

Der jüdische Autor Jonathan Littell schrieb mit dem Roman „Die Wohlgesinnten“, dem fiktiven Lebensbericht eines hohen SS-Offiziers, ein gewaltiges Werk, in dem er eine ausgezeichnete und gleichzeitig zutiefst erschreckende Charakterologie der Mörder sowie ein detailgenaues Bild der Shoah insgesamt nachzeichnet.

Dabei lässt er seinen Protagonisten sagen, dass der Zweite Weltkrieg, der Massenmord an sechs Millionen Juden, irgendwann einmal „zu den alten Geschichten zählt, die nicht

einmal mehr dazu taugen, Kinder zu erschrecken“.

Auch Quentin Tarantino hat mit seinem neuesten Film „Inglourious Basterds“ einen Schritt in diese Richtung geleistet (siehe auch meinen Kommentar in „Die Presse“ vom 22.8.09). Es ist also schon so weit: Die Shoah driftet zu jenen Ereignissen der Menschheitsgeschichte ab, zu denen es keinen aktuellen Bezug mehr gibt, die – emotional verblasst – in Schaukästen von Museen verharren, bis ab und zu jemand auf sie mehr oder minder willkürlich Bezug nimmt; ohne jede Verpflichtung zu Authentizität, zu Respekt vor den Opfern, zu den Lehren, die aus diesen Ereignissen gezogen werden können.

Wie die zahlreichen Western-Filme, die meist nur ganz nebenbei die massenweise Ermordung der Indianer streifen. Oder wie der Musik-Hit „Dschingis Khan“, der Ende der 70er Jahre die Charts stürmte und bei dem fast niemand daran Anstoß nahm, dass mit Dschingis Khan einem der großen Massenmörder der Menschengeschichte gehuldigt wurde.

Tarantino weiß, dass die Geschichte der Shoah seine Zuseher nicht mehr interessiert, nie wirklich

interessiert hat. Niemand will sich den Kopf darüber zerbrechen, wie so sich sechs Millionen Menschen nahezu widerstandslos ermorden ließen. Weswegen kein Staat den Juden zur Hilfe kam, ja zumeist nicht einmal bereit war, sie als Flüchtlinge aufzunehmen. Wie sich eine solche perfekte Tötungsmaschinerie entwickeln konnte, wer die Menschen waren, die zu Mördern wurden und die davor und danach wieder ein – zumindest scheinbar – normales Leben führten.

Für Juden hat das Zitat aus dem Buch „Die Wohlgesinnten“ und der Film „Inglourious Basterds“ jedoch vor allem eine Message bereit: Es gilt sich endgültig von der Aufgabe zu verabschieden, die Welt ständig an das widerfahrene Leid und den einzigartigen Schrecken der Shoah erinnern und das „Nie wieder“ einfordern zu müssen.

Es nähert sich unaufhaltsam die Zeit, wo diese Aufgabe, so ihre Erfüllung nicht ohnehin schon immer eine Illusion war, endgültig obsolet wird und nicht mehr als Daseinsberechtigung und Identifikationsmerkmal für Juden taugt. Jüdisches Leben wieder mehr mit anderen Inhalten zu erfüllen, das ist die große Herausforderung für das Judentum im 21. Jahrhundert.



Gut zu wissen.

Volles Programm seit 1703

WIENER ZEITUNG

Gut zu wissen

www.wienerzeitung.at

ÖSTERREICHISCHE TAGESZEITUNG SEIT 1703

Montag, 10. März 2008 Nr. 044 € 1,00



Schöne Seite des Lebens

Genießen Sie als Abonnent jeden Freitag die Farbbeilage Wiener Journal.

Das Journal Chronik - Seite 13

Unterhaltung und Kultur

Vier große Seiten informieren Sie über das Wann, Wo und Wie in Österreich.

Wirtschaft - Seite 16

Das Extra am Wochenende

Anspruchsvoller Lesestoff mit Interviews und Reportagen am Samstag.

Freizeit - Seite 11



Aktuell

Die Welt

In China soll ein für die Olympischen Spiele im August geplantes Terroranschlag vereitelt worden sein. Seite 10

Serbien Regierung ist an Streitigkeiten über den Kosovo gescheitert. Seite 10 und 12

In Malaysia hat die Regierungskolonie eine schwere Mordanschläge erlebt. Seite 10

Ways Dine ist wieder da - viele. Einblicke ihres Verhältnisses haben mehr als eine Seite. Seite 11 und 12

In der Slowakei wurden viele neue Jobs geschaffen, die Gehälter steigen. Seite 10

Österreich

Südmärkte: Im Fall der in Österreich verschickten Güter wurde am Sonntag ein dringender Tatverdacht festgestellt. Seite 13

Ex-Kripo-Chef Gellner kauft bei der Versteigerung seinen Prozess auf Freispruch. Seite 13

Tschechoslowakei: Die erste in 50 Jahren eine Inzidenz in Prager. Seite 14

Der TV-Sender Austria 9 will mit neuen österreichischen Programmen punkten. Seite 19

Benjamin Raich hat seine letzte Chance an der Gesamtweltcup verpasst. Seite 23

Salzburg stürmt in letzte Sekunden an die Spitze der Fußball-Bundesliga. Seite 24

Programmbuch: Seiten 17-20

Wiener

Kommunikation

Andreas U. Völschberger: Die SPÖ

Volles Programm: Seit 1703 die Tageszeitung für Österreich

- Umfassende und objektive Information über Politik.
- Exklusive Berichte aus der Wirtschaft.
- Die meisten Rezensionen von Kulturveranstaltungen.

Wien/M. Pöschl. (juch) Die Landtagswahlen in Niederösterreich haben mit einer Überraschung aufgewacht. Landeshauptmann Erwin Pröll konnte die absolute Mehrheit der ÖVP in Niederösterreich auf 54,3 Prozent (2003 waren es 51,2 Prozent) ausbauen. Für die SPÖ und ihre Spitzenkandidatin Beate Marelle Östl hatte sich schon am Nachmittag ein Defizit abgezeichnet. Schließlich verlor sie gegenüber der letzten Wahl 6 Prozentpunkte. Die SPÖ fuhr mit 25,6 Prozent das schlechteste Ergebnis in Niederösterreich seit 1945 an.

Obwohl Pröll gegen die Bundesregierung mit 19 Prozent der am sechsten gestimmten Entscheidungsträger für die Bundesregierung war, können nur allein die SPÖ das schlechte Abschneiden nicht nur mit der Landespolitik erklären, sondern mit dem Wahlverhalten der Wähler.

Pröll bezeichnete seinen Wahlerfolg in einer ersten Reaktion als „Leben langem Kampf“ für das Land. Zugleich sprach er aber auch von einem Fingerzeig an den Bund, der da wäre. „Arbeitsplätze schaffen“ ist ein zentrales Bundeskanzler Alfred Gusenbauer



4 Wochen gratis testen:

E-Mail an testleser@wienerzeitung.at oder telefonisch unter 0810 0810 99

www.wienerzeitung.at



FOTO©: PETER RICAUD

Hacklerregelung für Schüler und Heuriger in der Kapuzinergruft



FOTO©: PETER RICAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: Der deutsche Komiker Hape Kerkeling hat unter dem Namen Horst Schlämmer seinen Anspruch auf den Posten des deutschen Kanzlers angemeldet. Er fordert unter anderem Schönheitsoperationen für alle ...

Menasse: Das ist dein Kandidat, Erwin. Nur eine reiche Krankenkasse kann sich leisten, dich grundlegend umzuarbeiten.

Javor: Dann will er die Verkehrssünderdatei auflösen, das Rauchverbot abschaffen und Solarium für alle einführen. Und stell dir vor, bereits 18 Prozent der Deutschen finden ihn attraktiv und wollen ihn wählen.

Menasse: In Kärnten hätte er Chancen auf mehr als die Hälfte der Wähler. Oder ist sein Humor vielleicht doch zu intellektuell für die Leute dort?

Javor: Er hat auch von Österreich abgekupfert und die Herabsetzung des Wahlalters auf 12 Jahre gefordert. Wir hier sind ja schon fast so weit.

Menasse: Wenn das bei uns kommt, müsste Strache neben den Discos auch noch die Ronald-McDonald-Kinderpartys abdecken.

Javor: Aber im Ernst, was sagst du dazu? Wir gründen hier eine Partei mit Wahlversprechen, die ganz auf Österreich zugeschnitten sind. Ich wollte immer schon Bundeskanzler werden.

Menasse: Das kann ich mir vorstellen: Nur damit Muzicant mit dir übers Geld verhandeln muss.

Javor: Bist du bereit für ein österreichisches Wahlprogramm, dem niemand widerstehen kann.

Menasse: Ich schreibe schon die Präambel. „Österreich wird von Javor regiert, alles Recht geht von Dichand aus.“

Javor: Also folgende Programmpunkte sind zwingend. Unbegrenzte Promillezahl beim Autofahren, wenn man nachweisen kann, dass man österreichische Weine getrunken hat.

Menasse: Ich fordere einen Freischuss pro Monat für jeden Polizisten. Aus mit den lästigen Untersuchungen, die nur Geld kosten und am Ende eingestellt werden.

Javor: Ende der unnötigen Medienvielfalt, die alle nur verwirrt. Wir schaffen die Zeitungen ab und finanzieren aus den freiwerdenden Mitteln der Presseförderung den täglichen Gratis-Versand der Kronen Zeitung für alle.

Menasse: Ich fordere weiters das Ende der Schulpflicht. Es kann unseren aufrechten und tüchtigen Lehrern nicht mehr weiter zugemutet werden, dass die Schüler den gut strukturierten Unterricht stören. Also Schulen ohne Schüler ganz nach den Bedürfnissen der Lehrgewerkschaft. Neugebauer kann eine Forderung gar nicht sein.

Javor: Freier Heuriger für alle, Verlegung der Lokale in die Innere Stadt, um unnötige Fahrten zu vermeiden. Das ist unser Beitrag zu einer sauberen Umwelt.

Menasse: Ausg'steckt wird bei der Kapuzinergruft, im Rathaus ...

Javor: Dort ist es doch eh schon umgesetzt ...

Menasse: ... und in allen Bundesmuseen.

Javor: Im Leopold Museum musst du allerdings aufpassen. Wer weiß, ob die

das Geschirr wieder zurückgeben.

Menasse: Wir sollten auch das Pensionsalter herabsetzen, das kommt immer gut.

Javor: Wie soll das gehen? Das liegt doch heute schon unmittelbar nach dem Matura-Alter.

Menasse: Ja, aber auch die ersten Monate nach der Schule können mordsmäßig anstrengend sein.

Javor: Also gut, Hacklerregelung ab dem Pflichtschulalter.

Menasse: Aber wir haben doch vorhin gesagt, dass wir die Schüler aus den Schulen verbannen, weil sie die Lehrer von ihrer Arbeit abhalten.

Javor: Das ist bei uns wie in der großen Politik. Jedes Versprechen kann auch ein Versprecher sein. Oder wie ein großer Mann der heimischen Politik gesagt hat: „Die Wahrheit ist eine Tochter der Zeit.“

Menasse: Und im Übrigen sind wir ohnehin für nichts verantwortlich, weil weder wir noch irgendwer anderer die Folgen unseres Tuns abschätzen können. Da ist die Justizministerin voll auf unserer Seite.

Javor: Sollte es aber ganz haarig werden, behaupten wir, dass wir nur einer Empfehlung von Jörg Haider gefolgt sind, der seinerseits einen Rat von Professor Günther Winkler bekommen hat.

Menasse: Nein, Herr Ober, heute keine Rechnung. In unserem Wahlprogramm steht: „Freier Kaffee für alle.“

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*

Der weißen Stadt ganz nah

NU lud zu einem kleinen Sommerfest am Tel Aviv Beach im zweiten Wiener Bezirk, Autoren und Freunde der Redaktion kamen. Eine bebilderte Nachschau.

FOTOS VON GABRIELE SEETHALER, BARBARA TÓTH



NU-Redakteure Danielle Sprea, Martin Engelberg und Barbara Tóth mit den beiden Rechtsanwälten Thomas Höhne und Alma Steger. Im Glas: die berühmte Limonana aus Minze, Zitronensaft und Soda



Kurier-Kulturredakteurin Anita Pollak und Standard Chef vom Dienst Eric Frey, der mit seiner Frau Katinka Nowotny kam, Journalistin beim ORF Weltjournal



NU-Herausgeber Erwin Javor mit Unternehmensberater Karl Vybiral

Rainer Nowak, stellvertretender Chefredakteur der Presse am Sonntag





NU-Chefredakteur Peter Menasse mit dem Chef der Österreich-Zeit, Joachim Riedl



Viel Sand zum Spielen gab es auf dem Tel Aviv Beach für die Kinder unter den Gästen. Nur die ganz kleinen müssen noch warten, bis sie mitspielen können. Im Wagerl: Redaktionsbaby Bruno



Das Team der Wiener Zeitung, das NU produziert: Artdirector Richard Kienzl, Marketingchef Wolfgang Renner und Vertriebsleiterin Alexandra Kauer.



Christian Kollmann, Geschäftsführer der PR-Agentur communication matters mit seiner Frau Iris



Die Direktorin des Stadttheaters Walfischgasse, Anita Ammersfeld, mit Ursula Vybiral



NU-Herausgeber Erwin Javor mit Zeit-im-Bild-Innenpolitikchef Hans Bürger



Guy Feldmann von der israelischen Botschaft, Erfinder des Tel Aviv Beach, und ORF-Anchorwoman Danielle Spera

nu BEDAUERT

aus den
ms im
äldes
unk
n
s Bild
en

und „New York Times“-Kolumnisten Paul Krugman. Krugman hatte ausgesprochen, was heimische Politiker nicht hören wollen: dass die österreichischen Banken mit

wie vor
um die
2. Bezirk
Bürgern
angekün
des beka
dem Sta
lassen. J
war Kon
elitische
Schließ
Ghettos
Vertreib
„Insel an
„Wenn s
und wer
Helfersh
das geät
vor eine
mit Kult
Pokorny
meinte f
lich. Ich
aus dem
aber ich
jeden Fa
im Büro
Antwort



Gar nicht einer Meinung:
Nobelpreisträger Krugman und
Finanzminister Pröll

Wir bedauern, in unserer letzten Ausgabe Vizkanzler Josef Pröll fälschlich Antisemitismus unterstellt zu haben. Weder in den von uns zitierten Aussagen noch in irgendeinem anderen Zusammenhang hat sich Josef Pröll jemals antisemitischer Äußerungen bedient. Wir haben uns beim Vizkanzler daher auch in aller Form entschuldigt.

EIN BRIEFWECHSEL MIT nu

Künstliche Befruchtung, Stammzellenforschung, Abtreibung – Was darf man als Jude? • Im Gespräch: Der Mann, der den Tel Aviv Beach in Wien erfand • Die Juden von Simmering • Antisemitismus in Ungarn

Ausgabe Nr. 36 (2/2009) Tamms 5769 € 3,- www.nu.at



Susanne Scholl Strache & Co: Warum die Moskau-Korrespondentin des ORF Sorge hat, nach Wien zurückzukehren

FPÖ-Chef Dieter Egger bedanken. Solche mutigen und eindeutigen Erklärungen sind selten hierzulande. Es spricht für den Bürgersinn in Ihrem schönen Bundesland, dass solche Signale möglich sind und gesendet werden. Hoffentlich wird das auch in anderen österreichischen Bundesländern gehört werden und als Vorbild dienen.

Mit freundlichen Grüßen
Mag. Peter Menasse
Chefredakteur NU

Sehr geehrter Herr Mag. Menasse!
Besten Dank für Ihre positive Rückmeldung.
Ich hoffe, dass es durch eine klare Wählerentscheidung gelingt, dieser Fehlentwicklung Einhalt zu gebieten.

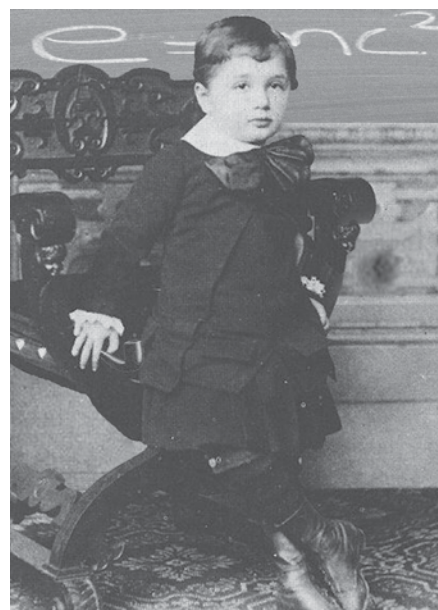
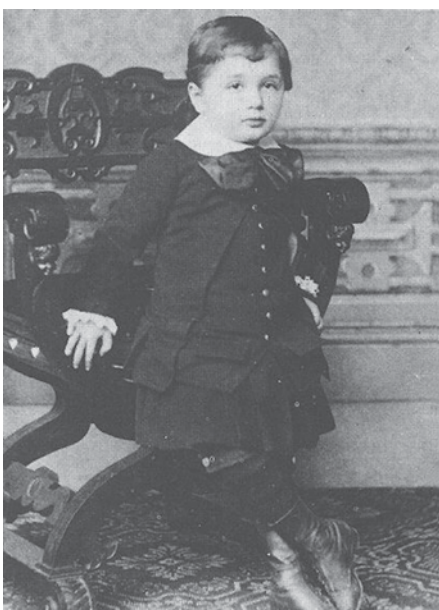
Mit freundlichen Grüßen
Landeshauptmann
Dr. Herbert Sausgruber

Von: Peter Menasse
An: Sausgruber Herbert
Betreff: Distanzierung zu Dieter Egger

Sehr geehrter Herr Landeshauptmann,
ich möchte mich bei Ihnen für Ihre klare Distanzierung zu den Aussagen von

nu ERRATA

Durch einen bedauerlichen Fehler haben wir unseren Lesern in der letzten Ausgabe zwei Mal das gleiche Rätselbild vorgesetzt. Hier nachträglich nun die veränderte Fassung. Finden sie die sechs Fehler im Bild, das den kleinen Albert Einstein zeigt!



UNSERE AUTORINNEN



Steffen Arora

ist Redakteur bei der Tiroler Straßenzeitung 20er und arbeitet daneben als freier Journalist, unter anderem für „Die Presse“. Er wohnt in Innsbruck, ist verheiratet und hat drei Kinder. Seit 2003 studiert er Politikwissenschaften.



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Jaqueline Godany

ist auf Portraits spezialisierte Fotojournalistin und Mutter einer Tochter. Sie lebt und arbeitet in Wien. Auf ihrem Blog blog.godany.com gibt es mehr über sie zu lesen.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Margaretha Kopeinig

ist Leiterin des Ressorts Europa beim „Kurier“ und Buchautorin, zuletzt „Jean-Claude Juncker: Der Europäer“ (Czernin-Verlag) und „Das Kreisky-Prinzip. Im Mittelpunkt der Mensch“. 2008 erhielt sie den Claus Gatterer-Preis.



Mary Kreutzer

ist Politikwissenschaftlerin und Publizistin mit den Schwerpunkten Nationalsozialismus und Antisemitismus, Menschenrechte, Entwicklungspolitik und Flucht. Sie ist u. a. Trägerin des Concordia Publizistikpreises (Kategorie Menschenrechte).



Rosa Lyon

ist studierte Ökonomin und Redakteurin bei Ö1. Sie beschäftigt sich ebendort in den Sendereihen Diagonal, Radiokolleg, Im Gespräch, Saldo und Dimensionen vorwiegend mit ökonomischen Themen.



Helene Maimann

Die Historikerin, Autorin und Filmemacherin unterrichtete und forschte in den Achtziger Jahren an den Universitäten Wien, Salzburg und Linz und arbeitet seit 1991 als Redakteurin des ORF.



Verena Melgarejo

ist 1986 geboren und in Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Matura 2005 lebte und arbeitete sie in Cochabamba/ Bolivien und in Buenos Aires/ Argentinien. Seit fast 3 Jahren wohnt sie in Wien und beendet diesen Monat ihre Fotografeiausbildung.



Peter Menasse

Der NU-Chefredakteur war Handelskaufmann, Kolumnist in der Stadtzeitung Falter und Pressesprecher von Caspar Einem und ist seit 1999 geschäftsführender Gesellschafter der PR-Agentur communication matters.



Fritz Neumann

ist Sportchef des Tageszeitung „Der Standard“ und ständiger Mitarbeiter von NU. Er lebt und arbeitet in Wien.



Rainer Nowak

Der ständige NU-Mitarbeiter ist Journalist bei der Tageszeitung „Die Presse“. Der Vater zweier Töchter leitet das Chronik-Ressort und ist gemeinsam mit Christian Ultsch für die „Presse am Sonntag“ verantwortlich.



Axel Reiserer

berichtet seit 2002 aus London über Politik, Wirtschaft und das Leben in Großbritannien und Irland. Wenn er nicht gerade Artikel schreibt, sitzt er im Pub und drückt beim Fußball die Daumen für Arsenal London.



Peter Rigaud

studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und Wien.



Katja Sindemann

ist Regisseurin, Autorin und Journalistin. In ihren Büchern beschäftigt sich mit religionswissenschaftlichen und kulturhistorischen Themen. demnächst erscheint von ihr „Mazzesinsel Kochbuch“ im Metroverlag.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u.a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Barbara Tóth

Die stellvertretende NU-Chefredakteurin studierte Geschichte und Publizistik. Sie schreibt für den „Falter“ und die „Basler Zeitung“. Buchautorin, u.a. „Karl von Schwarzenberg. Die Biografie“.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/531 77-583

Bank Austria (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/531 77-583. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro.

NU ist käuflich zu erwerben in den Buchhandlungen:

Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien

Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien

Ständiges Redaktionsteam:

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Art Direktion), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst).

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien www.wienerzeitung.at

Druck:

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)